1,20 DM / Band 70

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

JASON DARK

Die Armee der Unsichtbaren

Abgeschlossener Roman

Belgien Luxemb. F 20 · Frankr. F 2,40 · Italien L 350 · Niederl. f 1,50 · Österr. S 9,- · Schweden kr 2,- · Spanien P 38 / Schweiz Fr 1,50



Die Armee der Unsichtbaren

Gespenster Krimi Nr. 70

von Jason Dark

erschienen am 07.01.1975

Titelbild von Cortiella

Sinclair Crew

Die Armee der Unsichtbaren

In prunkvollen Leuchtern steckende Kerzen brannten auf den festlich gedeckten Tischen. Ober in dunkelblauen, maßgeschneiderten Smokings liefen geschäftig hin und her. Erlesene Speisen wurden auf silbernen Platten serviert.

Hier und da hörte man das sanfte Klappern eines Bestecks.

Das Luxusrestaurant war fast bis auf den letzten Platz besetzt. Hier speisten nur Leute, die zu den oberen 500 der Weltstadt London gehörten. Alles war gediegen, elegant und vornehm. Eben reichte der Ober einem neu angekommenen Paar die Speisekarte. Der Mann wollte gerade einen guten Wein empfehlen, da geschah es.

Urplötzlich schwebte das scharfe Rasiermesser in der Luft, kam dicht vor der Kehle des Obers zur Ruhe und durchtrennte einen Herzschlag später die Halsschlagader des Mannes…

Für Sekunden war das am Tisch sitzende Paar wie gelähmt. Unfähig, diesen ungeheuren Vorfall zu begreifen.

Erst als ein Blutstrom aus der Kehle des Obers auf den Tisch schoß, entlud sich das Entsetzen der Frau in einem gellenden Schrei.

Mit panisch verzerrtem Gesicht sprang sie auf, während der Ober vornüber auf den Tisch fiel. Seine zuckenden Hände verkrallten sich in die Tischdecke und rissen sie mitsamt dem Kerzenleuchter herunter.

Zum Glück verlöschten die drei Flammen.

Auch die anderen Gäste hielt es nicht länger auf ihren Stühlen. Fassungslos und mit bleichen Gesichtern starrten sie auf das grauenvolle Schauspiel.

Mit einem letzten Stöhnen sackte der Ober zusammen. Schwer fiel er auf den mit dicken Teppichen ausgelegten Boden und blieb reglos liegen.

Noch immer schrie die Frau wie wahnsinnig. Sie hatte die Hände gegen die Ohren gepreßt und den grellgeschminkten Mund weit aufgerissen.

Dir Mann saß unbeweglich auf seinem Platz. Er hatte die Hände auf seine Knie gelegt, und sein Gesicht war bleich wie eine Totenmaske.

All dies hatte nur eine kurze Zeitspanne gedauert.

Erst jetzt, als die anderen Gäste begriffen, was eigentlich geschehen war, brach die allgemeine Panik los.

»Ein Mord!« kreischte eine hysterische Frauenstimme. »Hilfe, ein Mord!«

Ihr Geschrei steckte die anderen an. Fluchtartig rannten die Menschen in Richtung Ausgang, versuchten alle auf einmal, das Freie zu erreichen.

Mit rudernden Armen kämpfte sich der Geschäftsführer durch die Menge.

Neben dem toten Ober ging er in die Knie.

»Einen Arzt!« brüllte er. »Herr im Himmel, gibt es denn hier keinen Arzt?«

Bestimmt war jemand unter den Gästen Mediziner, aber die zogen es vor, zu verschwinden. Mit einem Mord wollte niemand etwas zu tun haben.

»Feiges Pack«, knurrte der Geschäftsführer nicht gerade vornehm.

Behutsam drehte er den Ober auf den Rücken.

Gebrochene Augen blickten den Geschäftsführer an. Hier konnte auch ein Laie sehen, daß der Mann tot war.

Der Anblick der Leiche war grauenhaft. Mit zitternden Fingern breitete der Geschäftsführer die Tischdecke über dem Kopf des Toten aus.

Die Frau, die an dem Tisch gesessen hatte, hatte sich wieder einigermaßen beruhigt. Sie hatte wenigstens aufgehört zu schreien,

aber noch immer stand die Panik in ihren Augen. Starr blickte sie den Geschäftsführer an.

Der erhob sich langsam und meinte: »Wir müssen Scotland Yard benachrichtigen. Hier ist ein Mord geschehen.«

»Mord?« wiederholte der Mann, der bisher steif auf seinem Stuhl gesessen hatte. »Es gibt keinen Mörder. Wenigstens keinen sichtbaren.«

»Wie darf ich das verstehen, Sir?«

»Am besten gar nicht. Holen Sie ruhig die Polizei. Ich werde meine entsprechenden Aussagen schon machen.«

»Aber Arthur«, flüsterte seine Frau. »Was redest du denn da?«

»Das, was ich gesehen habe. Und ich habe noch verdammt gute Augen.«

In dem allgemeinen Durcheinander hatte jedoch niemand das Messer bemerkt, das langsam in Hüfthöhe durch die Luft auf den Ausgang zuschwebte und kurz vorher zusammengeklappt wurde.

Niemand sah auch die Bewegungen auf dem Teppichboden, die entstehen, wenn jemand mit langen Schritten darüber geht.

Ein Unsichtbarer hatte sich in dem Restaurant aufgehalten!

Nach einer halben Minute kam der Geschäftsführer wieder zurück an den Tisch. Er hatte Scotland Yard alarmiert und sich einen zweistöckigen Whisky genehmigt. Man roch es an seiner Fahne.

Ein leichenblasser Ober kam herbei und brachte auf einem Tablett Whisky und Kognak.

»Das ist genau das Richtige«, sagte Sir Arthur Wittingham knapp und trank das Glas mit einem einzigen Zug leer. Seine Frau verfuhr mit dem Kognak in der gleichen Weise.

Die Minuten bis zum Eintreffen der Polizei vergingen quälend langsam. Das Personal hatte sich in eine Ecke gedrängt und tuschelte aufgeregt untereinander. Manch scheuer Blick wurde der Leiche zugeworfen.

Die Mordkommission platzte mit mehreren Leuten herein. Voran ein mittelgroßer Mann mit lichten blonden Haaren, der eine erkaltete Pfeife zwischen den Lippen stecken hatte und einen dunkelbraunen Staubmantel trug.

»Inspektor Simmons«, stellte er sich vor und wandte sich sofort an den Geschäftsführer. »Sie haben den Mord beobachtet?«

»Nein, Inspektor, es war dieser Gentleman hier.«

»Aha, Sie also.«

Simmons sprach schnell wie ein Maschinengewehr, außerdem bewegte er beim Reden kaum die Lippen.

»Dann erzählen Sie mal, Mister. – Ach, Haskell, nehmen Sie doch eben die Personalien auf.«

Sergeant Haskell war Simmons’ Assistent. Er war ein noch junger

Mann mit dunkelbraunem Haar und tief in den Höhlen liegenden Augen.
Er notierte sich die Namen der Anwesenden, während der Inspektor sich umsah.
»Wo sind eigentlich die anderen Gäste?« wandte er sich an den Geschäftsführer.
»Die – die haben das Restaurant verlassen.«
Dem Polizeibeamten wäre bald die Pfeife aus dem Mund gefallen. »Das gibt's doch nicht«, stöhnte er. »Mann, wie konnten Sie es zulassen, daß wichtige Zeugen so mir nichts, dir nichts verschwinden? Ja – sind Sie denn wahnsinnig?«
»Die anderen haben sowieso nichts gesehen«, sagte Sir Arthur Wittingham.
»Woher wollen Sie das wissen?«
»Weil meine Frau und ich die einzigen Zeugen waren, Inspektor. So, und nun lassen Sie mich berichten. Der Fall ist verdammt mysteriös.«
Inspektor Simmons zog die Stirn kraus und hörte zu.
Was Sir Arthur Wittingham berichtete, klang tatsächlich unglaublich.
Demnach hatte plötzlich ein Rasiermesser mitten in der Luft geschwebt und dem Ober die Kehle zerfetzt.
»So und nicht anders ist es gewesen!« behauptete Wittingham.
Simmons kratzte sich seinen Schädel. »Und das soll ich Ihnen glauben?«
»Das ist Ihre Sache. Ich für meinen Teil werde diese Aussage auch vor einem Richter wiederholen. Das steht fest.«
»Und Sie haben nichts gesehen?« fragte Simmons den Geschäftsführer, weil er sich mit Wittingham auf keine Diskussion mehr einlassen wollte.
»Nein, Inspektor.«
Zwei Männer der Mordkommission suchten inzwischen den Boden ab. »Kein Messer zu finden!« meldete Sergeant Haskell.
»Dann hat es der Mörder mitgenommen.«
»Aber ein unsichtbarer Mörder«, sagte Sir Arthur.
»Entschuldigen Sie, daran kann ich nicht glauben. Der Täter muß sich unter den Gästen befunden haben.« Der Inspektor tippte dem Geschäftsführer gegen die Brust. »War es eine geschlossene Gesellschaft? Haben Sie eine Namensliste?«
»Nein.«
»Auch das noch. Himmel, das gibt eine Arbeit.«
»Aber Sie glauben doch nicht, Inspektor, daß sich unter unserem Publikum ein Mörder befindet. Hier verkehren die besten Kreise Londons. Der gesamte Hochadel war schon bei uns zu Gast. Selbst die Queen hat…«
Simmons winkte ab. »Ich bin lange genug in diesem Job, um mir

meine eigene Meinung zu bilden.«

Er bat das Ehepaar Wittingham, Platz zu machen, damit seine Leute ungestört arbeiten konnten. Elizabeth Wittingham hatte sich wieder einigermaßen erholt.

Sie bestätigte auch die Angaben ihres Mannes.

Wenig später kamen die Reporter. Wie eine Hammelherde drängten sie sich in das Restaurant.

»Inspektor Simmons!« schrie einer. »Was war los? Stimmt das, was man sich erzählt?«

»Was erzählt man sich?« Simmons stemmte angriffslustig seine Fäuste in die Hüften.

»Daß hier ein Geist gemordet haben soll.«

Die anderen Zeitungsfritzen stimmten ein wieherndes Gelächter an.

»Unsinn«, rief Simmons. »Tatsache ist, daß man hier einen Kellner auf bestialische Weise umgebracht hat. Mehr kann und will ich Ihnen nicht sagen.«

»Das reicht. Einen Mord in einem Luxusrestaurant hatten wir noch nie.«

Von draußen waren inzwischen mehrere Polizisten hereingekommen. Sie drängten die Reporter wieder ins Freie.

Nachdenklich zündete sich Inspektor Simmons seine Pfeife an. Da tippte ihm jemand auf die Schulter. Es war Sir Arthur Wittingham.

»Ich sage es Ihnen noch einmal, Inspektor. Es ist ein unsichtbarer Mörder gewesen. Und ich habe das Gefühl, daß dieser Mord nicht der einzige gewesen ist.«

»Ach, woher?« brummte Simmons. »Hinterher stellt sich Ihre Theorie bestimmt als Hirngespinst heraus.«

Doch hier irrte der gute Inspektor. Das Hirngespinst sollte bald einen gesamten Kontinent in Schrecken versetzen.

***

Das Zuchthaus lag nördlich der Stadt York inmitten einer menschenleeren Einöde.

Der große Gefangenenkomplex stammte noch aus den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts und galt als absolut ausbruchssicher.

Die hohe Mauer, die sich um das Zuchthaus zog, bestand aus dicken Quadersteinen und war zusätzlich noch durch eine Elektrofalle gesichert. Vier eckige hohe Türme, besetzt mit bewaffneten Wachtposten, taten ihr übriges, um einen Ausbruchsversuch von vornherein zum Scheitern zu verurteilen.

Das nächste Dorf lag weit weg. Zwischen ihm und dem Zuchthaus gab es nur eine öde Sumpfgegend, in der sich höchstens die Tiere wohl fühlten.

Das traurige Novemberwetter ließ die Landschaft noch trister

erscheinen. Über dem Sumpf lag eine leichte Nebeldecke, die sich in den Herbstmonaten nie auflöste und wie ein milchiger Film wirkte. Das war genau das Wetter für Gemütskranke. Die Selbstmordquote in dem Zuchthaus stieg dann schlagartig an.

Zu dem Zuchthaus führte nur eine Straße, die diese Bezeichnung kaum verdiente. Es war ein besserer Feldweg, gerade breit genug, um einem Lastwagen Platz zu bieten.

Wenige Minuten nach elf Uhr morgens fuhr ein 200er Mercedes Diesel über den schmalen Weg in Richtung Zuchthaus. Der Wagen war alt und schien nur noch durch den Rost zusammengehalten zu werden. Das wenigstens war der erste Eindruck. Doch bei einer genaueren Inspektion hätte man feststellen können, daß dieses nur der äußerliche Schein war. In Wirklichkeit lief der Mercedes ausgezeichnet.

Hinter dem Steuer saß Dr. Moron. Dieser Mann war in jedem Fall außergewöhnlich. Er stammte aus Argentinien, war aber schon im Alter von sechs Jahren nach England gekommen und hatte dort auch die Naturwissenschaften studiert.

Nach dem Studium war Dr. Moron nach Australien ausgewandert und hatte sich dort ungestört seinen Forschungen gewidmet. Nach genau 24 Jahren hatte er es dann geschafft.

Er, Dr. Moron, hatte das erfunden, wovon alle Wissenschaftler träumten: ein Gerät, mit dem man sich unsichtbar machen konnte oder andere unsichtbar werden ließ. Er selbst hatte es allerdings noch nicht probiert, sich unsichtbar zu machen. Das Risiko einer unvollständigen Rückkehr war noch zu groß.

Dr. Moron hatte die Todesstrahlen erfunden!

Wäre dies einem anderen Wissenschaftler gelungen, hätte die Welt aufatmen können. Aber bei Dr. Moron war diese Waffe genau in den falschen Händen.

Er wollte Macht! Macht über andere und die ganze Welt.

Viele Tage und Nächte hatte Dr. Moron an seinem Plan gearbeitet, hatte jedes Detail vorher genau durchkalkuliert und war nun sicher, daß nichts schiefgehen konnte.

Dr. Moron war überdurchschnittlich groß, sehr hager und hatte eine blasse, ungesunde Gesichtsfarbe. Die Augen verdeckte er meist hinter einer dunkelgetönten Brille. Sein Haaransatz war schon etwas zurückgewichen und ließ die ersten kahlen Stellen sehen. Seine Nase war schmal und gerade. Darunter befanden sich zwei strichdünne Lippen und ein brutal wirkendes Kinn.

Dr. Moron fuhr nicht schneller als 20 Meilen in der Stunde. Seine Augen hinter der dunkelgetönten Brille waren starr geradeaus gerichtet, und um seine Lippen lag ein zynisches, verächtliches Lächeln.

Das Wichtigste jedoch lag auf dem Beifahrersitz. Der Strahlenaktivator war nicht größer als ein Fotoapparat und steckte in einer Lederhülle, an der ein langer Riemen befestigt war. In diesem Gerät steckte die Forschungsarbeit seines Lebens.

Der Dieselmotor des Wagens lief ruhig und satt. Die Federung war gut, so daß die Schlaglöcher kaum zu spüren waren.

Dr. Moron blickte auf seine Armbanduhr. Noch fünf Meilen, dann hatte er sein Ziel erreicht.

In dem Zuchthaus saßen nur Schwerverbrecher. Mörder, Kindesentführer und Totschläger. Männer, die für einen Penny ihre eigene Mutter umbringen würden.

Und das war es, was Dr. Moron wollte. Typen, für die kein Gesetz existierte.

Schließlich tauchten aus dem Dunst, der über dem Moor lag, die Umrisse des Zuchthauses auf. Dr. Moron sah die hohen Türme und die dicke, stabile Steinmauer. Er wußte, daß sie oben noch durch einen Kranz von haarfeinen Elektrodrähten gesichert war, aber die würden auch kein Hindernis sein.

Das Tor des Zuchthauses bestand aus bestem Stahl, der selbst einem Granatbeschuß standhalten konnte.

Dr. Moron fuhr bis dicht vor das Tor und drehte den Wagen, so daß er mit der Kühlerschnauze wieder in Fahrtrichtung stand. Dann stieg der Wissenschaftler aus und klappte die Tür zu. Den Strahlenaktivator hatte er sich um den Hals gehängt.

Man hatte die Ankunft des Mannes schon bemerkt.

Eine Klappe wurde innerhalb des Tores geöffnet, und das rötliche Gesicht eines Mannes erschien.

»Sie wünschen, Sir?«

Dr. Moron grüßte höflich und griff in die Brusttasche. Er zog seine Brieftasche hervor und entnahm dieser ein amtliches Schreiben, das er dem Wärter durch die Türklappe reichte.

»Das ist die Erlaubnis zum Betreten des Zuchthauses«, erklärte Dr. Moron.

»Einen Augenblick.«

Das Gesicht verschwand, und die Klappe wurde wieder geschlossen.

Dr. Moron übte sich in Geduld. Er wußte, es würde einige Minuten dauern, bis das Formular überprüft worden war. In der Zwischenzeit sah sich Dr. Moron die Mauern des Zuchthauses genauer an.

Sie waren feucht und verwittert. Zwischen den Fugen wuchsen Moos und wildes Gras. Morons Blick glitt hinauf zum Westturm. Er sah die Umrisse eines Maschinengewehrs und eines Wächters, der mit einem Fernglas den Innenhof beobachtete.

Dann wurde die Klappe wieder geöffnet.

»Alles in Ordnung, Sir. Sie können hereinkommen.«

Ein Schlüssel drehte sich zweimal im Schloß. Anschließend ging eine Tür quietschend auf. Sie war ebenfalls in das Tor eingelassen, und in ihrem oberen Drittel befand sich auch die Klappe.

Ein mittelgroßer breitschultriger Mann in einer dunkelblauen Uniform trat auf Dr. Moron zu. Er grüßte zackig und schnarrte: »Ich bin Sergeant Snyder. Ich habe die Ehre, Sie zu begleiten.«

»Vielen Dank.«

Der Wissenschaftler streckte dem Sergeant die Hand hin, der diese ergriff und kräftig drückte.

»Wie ich aus den Unterlagen entnehme, kommen Sie vom Justizministerium, Sir.«

»Sehr richtig.« Dr. Moron nickte. »Der Justizminister persönlich hat mich damit beauftragt, mich einmal um die Sicherheit unserer Zuchthäuser und Gefängnisse zu kümmern.«

»Da können Sie bei uns ganz sicher sein, Sir. Hier ist noch niemand ausgebrochen.«

»Ich weiß, Sergeant. Aber irgendwo muß ich ja anfangen.«

»Verstehe.«

Du verstehst gar nichts, du Esel, dachte Dr. Moron.

»Leider ist unser Direktor im Moment auf einer Tagung«, sagte der Sergeant.

»Er hätte Sie sonst selbst begrüßt und Ihnen auch die Anlage gezeigt.«

»Das wäre gar nicht notwendig gewesen. Mein Rundgang wird in spätestens einer Stunde beendet sein. Wie gesagt, Ihr Zuchthaus gilt als ausbruchssicher, und für mich ist diese Besichtigung praktisch nur ein Alibi.«

Der Sergeant fühlte sich geschmeichelt und wuchs um einige Zentimeter.

»Was möchten Sie zuerst sehen, Sir?«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht – den Turm.«

»Aber ganz im Gegenteil. Kommen Sie. Das ist übrigens eine gute Idee, Sir. In fünfzehn Minuten haben die Gefangenen ihren Mittagsrundgang. Sie können von dort oben alles sehr gut beobachten.«

»Das hatte ich mir auch gedacht.«

Sie gingen über den mit Pflastersteinen bedeckten Innenhof des Zuchthauses.

Der Mauer gegenüber lag der Gebäudekomplex. Dr. Moron sah die unzähligen Gitterfenster, an die sich manchmal bleiche Gesichter quetschten.

Der Aufgang zum Turm wurde unten durch eine Tür versperrt. Daneben war in der Wand ein kleines Sprechgerät eingelassen.

Sergeant Snyder nahm den Hörer, betätigte den Kontakt, bekam

Verbindung und meldete seine und die Ankunft des Besuchers.
Sekunden später wurde die Metalltür aufgedrückt.
»Bitte, Sir«, sagte der Sergeant. »Treten Sie ein.«
Dr. Moron nickte dankend.
Über eine eiserne Wendeltreppe ging es nach oben. Dr. Moron hatte vorhin richtig gesehen. Auf der Spitze des Turms befand sich nur ein Posten. Er hatte ein Fernglas umgehängt und stand neben dem auf einer drehbaren Lafette aufgebauten Maschinengewehr.
Er nahm Haltung an, als er die beiden Männer sah.
Wie ein Automat schnarrte der Posten seine Meldung herunter.
Sergeant Snyder nickte würdevoll.
Dr. Moron hörte gar nicht hin. Er sah sich seine Operationsbasis genauer an.
Der Turm maß ungefähr zwei Meter im Quadrat. Die dicken Steinwände reichten bis zum Bauchnabel. Einen halben Meter über dem Kopf spannte sich das Dach, von vier kleinen Betonpfeilern gestützt. Man hatte von hier einen märchenhaften Ausblick, falls es nicht dunstig war. Und das kam höchstens dreimal im Jahr vor. »Bald müßten die Gefangenen kommen«, sagte Sergeant Snyder. »Sie werden dann eine halbe Stunde unten im Hof herumgeführt.«
»Reicht das denn aus?« Der Sergeant stutzte. Dann lachte er. »Natürlich, für die schon. Was meinen Sie, Sir, was hier untergebracht ist. Der Abschaum, den man noch nicht einmal in Dartmoor will. Nein, Sir, diese Typen können nicht hart genug bestraft werden.«
Vom modernen Strafvollzug hast du auch keine Ahnung, dachte Dr. Moron.
Trotzdem, für sein Vorhaben waren die Leute ideal.
Unauffällig öffnete Dr. Moron die Klappe seiner Ledertasche. Etwas Ähnliches wie das Objektiv einer Kamera kam zum Vorschein.
»Fotografieren ist hier verboten, Sir«, sagte der Sergeant.
Dr. Moron lächelte. »Das habe ich auch gar nicht vor, Mister.«
Mit einemmal war nichts mehr von Verbindlichkeit in seinem Gesicht zu lesen.
Dr. Morons Hand fuhr zum Kopf und nahm die Brille ab.
Fast hellblaue, aber dennoch unergründliche Augen kamen zum Vorschein.
Die Augen eines Hypnotiseurs.
Sie strahlten eine ungebändigte Kraft aus. Eine Kraft, der die beiden Männer nicht widerstehen konnten.
Der Sergeant wollte noch etwas sagen, stockte aber, ehe er den ersten Satz herausgebracht hatte. Sein Gesicht nahm einen seltsam starren Ausdruck an, und dann folgte der Mann dem hypnotischen Befehl, sich in eine Ecke des Turms zu stellen.
Dem Wächter widerfuhr das gleiche.

Dr. Moron atmete auf. Plan eins hatte geklappt.

Er blickte nach unten in den Innenhof und sah soeben eine Anzahl von Gefangenen auf den Platz einbiegen. Sie gingen in Zweiergruppen nebeneinander und hielten die Köpfe gesenkt. Begleitet wurden sie von zwei Aufpassern.

Dr. Moron konzentrierte seinen Willen auf diese beiden Männer. Hart traten die Schläfenadern in seinem Gesicht hervor, so sehr strengte ihn diese Hypnose an.

Die Aufpasser blickten nach oben, stutzten und standen Sekunden später unter Dr. Morons Bann.

Der Weg war frei!

Dr. Moron faßte mit beiden Händen seinen Strahlenaktivator, hielt ihn in Kopfhöhe und visierte die beiden letzten Gefangenen an.

Ja, so mußte es klappen.

Dr. Moron ließ das Gerät wieder sinken. Statt dessen zwang er die Gefangenen durch hypnotischen Befehl, nach oben zu blicken. Jetzt stand einer Hypnose nichts mehr im Weg.

Wenig später waren sie Dr. Morons Sklaven.

Das gleiche geschah mit den anderen Gefangenen. Schließlich hatte der Unheimliche sämtliche Männer hypnotisiert. Es war einfach unfaßbar, welch eine Kraft in diesem Mann steckte. Er mußte mit dem Teufel im Bunde stehen. Die Männer gingen weiter, als sei nichts geschehen. Niemand merkte, daß sie und auch ihre Wärter keinen eigenen Willen mehr besaßen.

Bliebe nur noch der Posten am Tor, der Dr. Moron unter Umständen Schwierigkeiten bereiten konnte. Aber das Risiko ging er ein. Wieder hob Dr. Moron seinen Strahlenaktivator.

Jetzt kam es darauf an!

Sein rechter Zeigefinger drückte auf einen kleinen, silbrig schimmernden Knopf.

Und plötzlich waren zwei der Gefangenen verschwunden!

Dr. Moron visierte die nächsten beiden an.

Wieder lösten sie sich auf unerklärliche Weise auf.

Es war gespenstisch, wie sich die Reihe der Männer lichtete. Und die anderen merkten nichts. Zu stark war der hypnotische Einfluß. Zum Schluß waren zehn Gefangene verschwunden.

Dr. Moron blickte auf seine Uhr. Das ganze Spiel hatte nicht länger als fünf Minuten gedauert.

Sein Großversuch hatte geklappt. Ein irrer Mörder, der seinen Opfern immer mit einem Rasiermesser die Kehlen durchschnitten hatte, war das erste Opfer des verbrecherischen Wissenschaftlers gewesen. Dieser Mann hatte in einem vollbesetzten Luxusrestaurant einem Ober die Kehle durchgeschlitzt. Das war schon über eine Woche her, und die Polizei suchte noch immer nach Spuren. Dr. Moron lachte lautlos, als

er daran dachte.
Mit langsamen Schritten ging er die Treppe hinunter. Auf seinen Befehl hin folgte ihm Sergeant Snyder.
Die beiden Männer gingen zum Tor.
Unterwegs dachte Dr. Moron an die Unsichtbaren, die sich noch immer auf dem Hof befinden mußten. Obwohl sie nicht zu sehen waren, standen sie doch unter seinem Einfluß.
Der Sergeant und Dr. Moron erreichten den Torwächter.
Während Snyder mit dem Mann sprach, blickte Dr. Moron zu den anderen drei Türmen hinauf. Sie waren tagsüber nicht besetzt. Die Männer mußten im Innern des Blocks Dienst machen, weil dort das Personal verdammt knapp war.
Auch so etwas gab es.
Noch immer sprach Snyder mit dem Torwächter. Und plötzlich drehte der Sergeant durch. Er riß den Gummiknüppel von seinem Koppel, und ehe sich der Wächter versah, wurde er durch ein halbes Dutzend Hiebe zu Boden geprügelt.
Blutüberströmt und bewußtlos blieb er liegen.
Dr. Moron lächelte zynisch.
Das würde noch mehr Unsicherheit verbreiten, wenn der Mann hinterher erzählte, wer ihn niedergeschlagen hatte.
Dr. Moron nahm das Schlüsselbund und schloß die kleine Tür auf. Dann drehte er sich dem Innenhof zu und befahl den Unsichtbaren, das Zuchthaus zu verlassen.
Und sie kamen.
Eine lautlose Invasion von Mördern und Gewaltverbrechern. Das Regiment des Schreckens verließ das Zuchthaus.
Dr. Moron sah sie nicht, sondern spürte nur, wie sie an ihm vorbeigingen und ins Freie traten.
Er verließ als letzter den Komplex, schloß die Tür von außen ab und warf die Schlüssel in ein Gebüsch.
Dann setzte er sich in seinen Wagen und startete.
Noch vor den Unsichtbaren fuhr er den Weg zurück in Richtung Dorf.
Nach einer Meile hielt er an. In einem Gebüsch hatte er einen Lastwagen versteckt, auf dessen verdeckter Ladefläche sich Pritschenbänke befanden.
Er mußte einige Zeit warten, ehe die hypnotisierten Unsichtbaren den Wagen erreicht hatten.
Es war unheimlich anzusehen, wie sich das Gras unter ihren Füßen bog und sie trotzdem nicht zu sehen waren.
Hintereinander kletterten sie auf die Ladefläche und zogen die Plane von innen wieder zu.
Dr. Moron setzte sich hinter das Steuerrad und startete. Den Mercedes ließ er stehen. Er war nur geliehen.

Und außerdem würde es Stunden dauern, bis man seine Spur entdeckte.

Die Bombe platzte zwei Stunden später.

Bis dahin hatte niemand etwas von dem Verschwinden der zehn Männer bemerkt. Die beiden Wärter taten ihren Dienst wie immer. Sie, die genau wie Sergeant Snyder ebenfalls unter Hypnose standen, reihten sich automatisch in den tagtäglichen Zuchthausablauf ein.

Doch dann fand man den Torwächter.

Es war einer der ›normalen‹ Beamten, der den Mann entdeckte. Er wollte dem Wärter nur eben Zigaretten bringen und entdeckte ihn inmitten einer geronnenen Blutlache.

Sekunden später heulten die Sirenen.

Eine fieberhafte Hektik geisterte durch das Zuchthaus. Pfeifen schrillten, Zellentüren wurden knallend geöffnet, und die Gefangenen mußten raustreten.

Sie versammelten sich unten in dem großen Flur. Ein Stockwerk höher, auf den langen Fluren, standen Wärter, deren Maschinenpistolen nach unten wiesen und die sofort losrattern würden, wenn irgend jemand der Gefangenen eine verdächtige Bewegung machte.

Die Zuchthäusler selbst wußten zum Teil gar nicht, worum es eigentlich ging.

Diejenigen, die unter Hypnose standen, hatten das Verschwinden ihrer Mitgefangenen noch gar nicht bemerkt. Und die anderen hielten den Mund.

Der Torwärter war inzwischen in das Krankenrevier geschafft worden. Dort wurde festgestellt, daß er eine schwere Gehirnerschütterung hatte.

Harold Sanderson, der stellvertretende Gefängnisdirektor, trat in Begleitung von zwei Wachbeamten in den unteren Flur. Einer der Beamten war Sergeant Snyder.

Sanderson blieb vor der Reihe der Gefangenen stehen. Seine beiden Aufpasser standen seitlich versetzt.

Die Augen des stellvertretenden Direktors glitten prüfend über die Reihen der Zuchthäusler. Manch einer der Männer senkte den Blick.

Sanderson war nicht beliebt. Er war der Typ des englischen Kolonialbeamten.

Hart, unbeugsam und kalt. Dazu kam noch eine gewisse Arroganz, die diesen Mann im negativen Sinn auszeichnete. Für Sanderson gab es nur seine Arbeit.

»Abzählen!« schnarrte er.

»Eins, zwei, drei…« Die Stimmen der Zuchthäusler knallten die Zahlen durch den Bau.

Und plötzlich wurde Sanderson blaß. Es fehlten zehn Gefangene.

»Noch mal durchzählen!« Es blieb bei dem Ergebnis. Sanderson drehte sich um.

»Wilkens, Robbins, Morton, Jackelton und McDide! Geben Sie Alarm. Zehn Gefangene sind ausgebrochen.«

Die Zuchthausmaschinerie begann anzulaufen. Wieder gellten Pfeifen und Sirenen. Gittertüren begannen bestimmte Bereiche innerhalb des Komplexes abzusperren, und heisere Befehle wurden gebrüllt.

In die Reihen der Zuchthäusler schlich sich die Ratlosigkeit. Sie begriffen einfach nicht, daß zehn ihrer Mitgefangenen geflohen waren und daß niemand etwas bemerkt hatte. Etwas war hier faul. Das spürte jeder, auch die Beamten.

Ein Wärter kam mit einer Gefangenenliste angerannt. Atemlos überreichte er sie Sanderson.

Während draußen schon die ersten Suchtrupps losmarschierten und in den nächstliegenden Polizeirevieren die Alarmglocken schrillten, las Sanderson mit schriller Stimme die Namen der Gefangenen vor.

So etwas war noch nie passiert. Dieses Zuchthaus galt als absolut ausbruchssicher. Noch nie hatte jemand überhaupt einen Versuch unternommen, von hier zu fliehen. Und jetzt das.

Für Sanderson brach eine Welt zusammen. Auf seiner Stirn sammelten sich die Schweißperlen zu dicken Tropfen.

»Tatsächlich«, sagte er mit rauher Stimme. »Es fehlen zehn Mann.«

Anschließend las er die Namen vor. »Wer hat mit diesen Leuten auf den Zellen gewohnt?« Es meldeten sich 20 Personen.

»Raustreten!« kommandierte Sanderson. »Die anderen zurück in ihre Zellen.«

Einer der beiden Wachbeamten, die Sanderson begleitet hatten, brachte die Meute weg.

Sanderson, der im Laufe der Zeit ein Gefühl für gewisse Situationen bekommen hatte, merkte, daß die Gefangenen von dem Ausbruchsversuch selbst überrascht waren. Außerdem waren die Entflohenen fast willkürlich ausgesucht, sah man davon ab, daß sie durch die Bank Schwerverbrecher waren. Aber daß sie während ihres Zuchthausaufenthaltes immer zusammen gewesen waren oder eine Bande gebildet hatten, war auch nicht der Fall.

Trotzdem fragte Sanderson: »Wer hat von dem Ausbruch gewußt?«

Niemand meldete sich.

»Ihr bekommt Hafterleichterung!« Wieder blieben die Männer stumm.

Sanderson biß die Zähne zusammen. Nur mühsam konnte er seine Wut und den aufkeimenden Ärger unterdrücken.

»Ihr könnt mir doch nicht weismachen, von nichts gewußt zu haben. Die ganze Sache muß während der Pause passiert sein. Also, raus mit der Sprache. Ihr hört doch sonst die Flöhe husten.«

»Wir wissen nichts, Sir«, sagte einer.
»Schön, ihr wißt nichts.« Sanderson lächelte zynisch. »Aber eins will ich euch sagen. Wenn wir die Kerle wieder eingefangen haben, und es stellt sich heraus, daß ihr doch Bescheid gewußt habt, dann gnade euch Gott. Zehn Mann sind leicht zu fangen. Außerdem werden sie in dieser Moorgegend gar nicht weit kommen. Es kann sich höchstens um eine Stunde handeln, dann haben wir sie wieder.«
Einer der Gefangenen meldete sich zu Wort. »Wir haben nichts gesehen!«
Entweder sind die verrückt oder ich, dachte Sanderson. Diese stereotypen Antworten, so was habe ich ja noch nie erlebt.
Sandersons Blick glitt über die Gesichter der Leute. Und erst jetzt sah er die Augen der Männer richtig. Sie wirkten seltsam leer und abweisend. Sanderson hatte mal in einem Kabarett einen Hypnotiseur erlebt. Genauso hatte dessen Medium ausgesehen.
»Was sagen Sie dazu, Snyder?« Der Sergeant gab keine Antwort.
»Snyder! Ich habe Sie was gefragt, zum Teufel!«
»Ich habe nichts gesehen, Sir.«
Jetzt war es mit Sandersons Fassung vorbei. Entsetzt wankte er zwei Schritte zurück und blickte Snyder an.
Der Sergeant hatte den gleichen Ausdruck in den Augen wie die Gefangenen.
»Ich bin doch nicht verrückt«, stammelte der stellvertretende Gefängnisdirektor. »Das ist doch nicht möglich.« Ein schrecklicher Verdacht keimte in ihm auf. Er hatte vorhin sämtliche Zuchthäusler vor sich gehabt.
Aber nicht alle besaßen diesen Blick. Nur die Männer, die um die Mittagsmahlzeit Ausgang gehabt hatten. Dabei mußte etwas Unglaubliches passiert sein.
Jemand hatte die Männer hypnotisiert!
Es gab keine andere Möglichkeit.
Wieder gellte die Stimme des stellvertretenden Direktors auf. Sekunden später kamen vier Wärter angelaufen. In strammer Haltung blieben sie vor Sanderson stehen.
Harold Sanderson sah die Männer an. Nein, diese waren normal. Der Beamte atmete auf.
»Schaffen Sie diese Leute in den Aufenthaltsraum, und morgen sorgen Sie dafür, daß niemand ausbrechen kann.«
Wenig später waren sie verschwunden.
Sanderson wandte sich an Snyder. »Und Sie kommen mit in mein Büro.«
Der Sergeant folgte seinem Vorgesetzten wie ein Hund.
Sandersons Büro lag in einem kleinen Seitentrakt, wo auch die Wäscherei und die Duschräume sowie das Krankenrevier

untergebracht waren.

Das Büro war spartanisch einfach eingerichtet und paßte zu Sanderson. An einer Wand hing das Bild der Queen.

Sergeant Snyder blieb in strammer Haltung vor dem dunkelbraun gebeizten Schreibtisch stehen. Sanderson, der sich gesetzt hatte, ließ seinen Blick über die Uniform des Sicherheitsbeamten wandern.

Und plötzlich stutzte der stellvertretende Direktor. Seine Augen hatten sich an dem Gummiknüppel festgesaugt.

Die Schlagwaffe war voller Blut. Sanderson konnte sogar noch einzelne Haare erkennen.

Ein furchtbarer Verdacht keimte in ihm auf.

Der Torwärter war niedergeschlagen worden. Sollte Sergeant Snyder der Täter gewesen sein?

Harold Sanderson stand langsam auf. Seine Lippen bewegten sich lautlos auf und ab. Plötzlich wurde ihm klar, wer die Gefangenen befreit hatte. Aber warum und auf wessen Befehl?

Sergeant Snyder stand noch immer bewegungslos vor dem Schreibtisch.

Harold Sanderson war klar, daß er aus diesem Mann kein weiteres Wort mehr herausbekommen würde. Für einen Moment war er ratlos. Doch dann fuhr seine rechte Hand unter den Schreibtisch, zog die Schublade auf und holte einen Coltrevolver hervor. Langsam richtete er die Waffe auf Sergeant Snyder.

»Sie rühren sich nicht vom Fleck!« befahl Sanderson. Dann beugte er sich über die Sprechanlage auf seinem Schreibtisch, schaltete sie ein und rief:

»Robbins, Morton! Sofort zu mir ins Büro!«

Während dieses Vorgangs blieb die Waffe stets auf Sergeant Snyder gerichtet.

Die beiden Gerufenen erschienen nach zwei Minuten. Ihre Augen weiteten sich ungläubig, als sie Sanderson sahen, der ihren direkten Vorgesetzten mit einer Waffe bedrohte.

»Nehmen Sie diesen Mann fest«, sagte Sanderson.

»Aber Sir…«

»Tun Sie, was ich sage!« schrie Sanderson.

Die beiden gehorchten. Snyder wehrte sich nicht.

Der stellvertretende Direktor wischte sich mit der freien Hand den Schweiß aus der Stirn. »Bringt ihn in eine leere Zelle«, sagte er leise. »Anschließend erwarte ich sämtliche Beamten zu einem Appell auf dem Flur in Block eins.«

Die Beamten gingen. Sergeant Snyder hielten sie in der Mitte.

Jetzt endlich kam Sanderson dazu, sich eine Zigarette anzuzünden. Dabei sah er, daß seine Finger zitterten.

Zehn Minuten später ging er hinüber zu Block eins. Sein Gang war

nicht mehr so straff wie sonst. Sanderson schien in den letzten Minuten um Jahre gealtert.

Das Personal hatte sich fast vollständig versammelt. Nur die Männer der Suchtrupps fehlten.

Sanderson sah sich jeden einzelnen genau an. Und er entdeckte noch zwei hypnotisierte Beamte. Es waren die beiden, die auch während des Mittagsganges draußen bei den Gefangenen gewesen waren.

»Bringt sie ebenfalls in die Arrestzelle. Aber nicht zu Snyder.« Vier Wärter nahmen sich der Männer an. Als sie wieder zurückkamen, erklärte Sanderson die Lage. Seine Rede dauerte noch nicht einmal zehn Minuten. Keiner der Beamten sagte einen Ton. Sie schauten ihren Vorgesetzten nur fassungslos an.

»Und was soll jetzt werden, Sir?« fragte ein grauhaariger Wärter, der schon bald vierzig Jahre im Zuchthaus seinen Dienst versah.

Harold Sanderson zögerte ein wenig mit der Antwort. Doch schließlich meinte er: »Es bleibt mir nichts anderes übrig. Ich muß Scotland Yard informieren…«

***

Sheldon & Bannister konnte man ohne Übertreibung als eines der ältesten und renommiertesten englischen Bankhäuser bezeichnen. Die Tradition reichte über dreihundert Jahre zurück, ging bis in die Zeit der Hanse.

Das Bankhaus hatte nur exklusive Kunden. Zum größten Teil stammten sie aus den englischen Adelsgeschlechtern. Neureiche nahm Sheldon & Bannister gar nicht erst auf. Schließlich hatte man eine gewisse Tradition zu bewahren. Wer bei Sheldon & Bannister arbeitete, mußte sich einer genauen Prüfung unterziehen. Und die war schlimmer als die des Geheimdienstes. Nur wer keinen auch nur grauen Flecken auf der Weste hatte, wurde eingestellt. Das Bankhaus lag mitten in der Londoner City und war ein altes, an der Außenseite mit allerlei Stuckornamenten verziertes Gemäuer. Eine breite Steintreppe führte zu dem gläsernen Portal.

An diesem Tag hatte Conan Rafferty den Dienst des Empfangschefs übernommen. Bei Sheldon & Bannister war es seit langem üblich, daß er sich wochenweise mit einem Kollegen ablöste. In der anderen Zeit arbeitete Rafferty in der Registratur.

Conan Rafferty war schon über dreißig Jahre bei Sheldon & Bannister. Er war ein im Dienst ergrauter Angestellter, ein Typ vom alten Schlag.

Sein Gesicht war hager und die Augenbrauen hochgezogen, was ihm einen gewissen hochmütigen Ausdruck gab. Auf Raffertys Oberlippe wuchs ein sorgfältig gepflegter eisgrauer Schnauzer. Der Empfangschef trug einen dunkelblauen Anzug, ein weißes Hemd und eine dezente

Krawatte.
Seine Empfangsloge befand sich links neben der großen Eingangstür. Sie war von innen mit Teakholz ausgestattet und beherbergte eine stilvolle Sitzgarnitur von erlesener Qualität.
Rafferty selbst saß vor einer modernen Schaltanlage, von der er durch Knopfdruck jede Abteilung erreichen konnte.
Der Betrieb begann nur langsam anzulaufen. In zwei Stunden waren nur drei Kunden gekommen, und Conan Rafferty war das recht, denn er fühlte sich gar nicht wohl. Schon seit der letzten Nacht plagten ihn stechende Kopfschmerzen.
Conan Rafferty schluckte gerade die zweite Tablette an diesem Morgen, als er sah, daß die gläserne Eingangstür aufgestoßen wurde.
Sofort spritzte der Empfangschef hoch, um dem Ankömmling entgegenzueilen.
Aber da war niemand.
Rafferty blieb stehen. Verwirrt wischte er sich über die Augen. Er hatte doch deutlich gesehen, wie sich die Tür geöffnet hatte und noch immer offenstand.
Jetzt erst schwang sie langsam zurück.
Eine Gänsehaut rieselte über den Rücken des Empfangschefs. Wird wohl der Wind gewesen sein, dachte er.
Aber draußen war es so gut wie windstill.
Im selben Augenblick fühlte Conan Rafferty eine kalte Hand an seinem Hals.
Erschreckt kreiselte er herum.
Niemand war zu sehen.
Gleichzeitig hörte er ein leises Lachen. Es klang so, als würde ihn jemand verhöhnen.
Conan Rafferty verlor die Nerven. Fluchtartig rannte er zurück in seine Empfangsloge.
Schwer stützte er sich auf die Platte seines Schreibtisches. Sein Atem ging unregelmäßig und keuchend.
Da stimmte etwas nicht. Irgend jemand war gekommen. Und er, Conan Rafferty, hatte ihn nicht gesehen.
Die Augen des Empfangschefs glitten durch die Halle bis zu der kostbaren Marmortreppe hinüber, die mit wertvollen Orientteppichen ausgelegt war.
Plötzlich weiteten sich Rafferty's Augen vor Schreck.
Deutlich erkannte er, wie der Teppich auf den verschiedenen Stufen eingedrückt wurde.
Das geschah nur, wenn jemand über die Treppe ging.
Conan Rafferty begriff das alles nicht. Er war mit seinen Nerven ziemlich am Ende.
In diesem Augenblick betrat Sir John D. Sheldon das Bankhaus. Der

Besitzer und Direktor der Bank trug einen eleganten Tuchmantel und einen dunklen Bowler. Rafferty sah seinen Chef und rannte aus der Loge.

Unwillig hob Sir John D. Sheldon die Augenbrauen. »Aber Rafferty«, tadelte er den Empfangschef.

»Sir«, keuchte dieser. »Es ist was Schreckliches geschehen. Vor wenigen Minuten haben unsichtbare Personen die Bank betreten. Ich habe es genau gesehen. Ich…«

»Seien Sie still, Rafferty«, erwiderte Sir Sheldon. »Ich habe keine Lust, nur Ihre Scherze anzuhören; dafür ist die Finanzlage viel zu angespannt.«

»Aber Sir. Es war so, wie ich es Ihnen gesagt habe.«

»Unterbrechen Sie mich nicht. Ich habe Sie bis zum heutigen Tag für einen normalen Menschen gehalten. Aber nun muß ich wohl meine Meinung revidieren. Verschonen Sie mich in Zukunft mit solchen Sachen, oder Sie müssen die Konsequenzen ziehen.«

»Schon gut, Sir«, flüsterte Rafferty und wankte zurück.

Kopfschüttelnd ging Sir John D. Sheldon auf die Marmortreppe zu, um hinauf in sein Büro zu gelangen.

Er hatte gerade die erste Stufe berührt, als ihn ein gellender Schrei zusammenzucken ließ. Er war von oben gekommen.

Der Bankdirektor wurde blaß.

Sein Kopf ruckte herum.

Sir John D. Sheldon sah seinen Empfangschef, der vor der Loge stand und kreidebleich war.

Für den Bankdirektor gab es kein Halten mehr. So schnell ihn seine Beine trugen, rannte er die Stufen hinauf.

Die Tür zu dem großen Schalterraum stand offen. Das Bild, das sich seinen Augen bot, war gespenstisch.

Wie festgeleimt klebten seine Angestellten auf ihren Plätzen. Sir John D. Sheldon sah Geldpakete durch die Luft schweben und wieder verschwinden.

Die Frau, die geschrien hatte, lehnte totenbleich an der Wand.

Es dauerte nur Sekunden, bis Sheldon diese Eindrücke verdaut hatte.

Mit Riesenschritten lief er in die Schalterhalle, dann seitlich um den Tresen herum, um an einen der Alarmknöpfe zu gelangen.

Ein mörderischer Schlag ins Gesicht warf ihn zurück. Seine Lippen platzten auf, und ein Blutstrom schoß aus seiner Nase. Die Worte, die er aussprechen wollte, wurden ihm buchstäblich in den Hals zurückgeschlagen.

Der Hieb war mit soviel Wucht geführt worden, daß Sheldon mit dem Kreuz gegen den Tresen fiel und dort zusammenbrach. Einer der Angestellten sprang hinzu, holte sein Taschentuch hervor und wischte seinem Chef das Blut aus dem Gesicht.

»So ist es uns allen ergangen, Sir. Ich meine, so ähnlich. Wir konnten nichts tun. Es ist schrecklich. Es ist unfaßbar. Wir sehen die Gangster nicht.«

»Schon gut«, ächzte Sheldon.

Er streckte seine Hand aus und zog sich an der Kante des Banktresens hoch.

Noch immer wanderten Geldbündel durch die Luft und verschwanden auf unerklärliche Weise. Alles ging völlig lautlos vonstatten. Keiner der Angestellten wagte ein Wort zu sagen. Der heiße Schreck war ihnen in die Glieder gefahren.

Ganz plötzlich erscholl eine herrische Stimme. Sie klang brutal und befehlsgewohnt.

»Ihr habt gesehen, wozu wir in der Lage sind. Wir sind praktisch unbesiegbar. Behaltet alles gut und erzählt es haargenau der Polizei. Es ist dies das zweite Mal, daß die Armee der Unsichtbaren zugeschlagen hat. Weitere Taten werden folgen. Erst dann wird das Motiv unserer Aktionen bekanntgegeben. Und damit ihr seht, daß wir keinen Spaß verstehen, werden wir ein Exempel statuieren. Sir John D. Sheldon! Kommen Sie in die Mitte der Schalterhalle!«

Die Worte trafen den Bankdirektor wie Keulenschläge. Verzweifelt irrte sein Blick durch die Halle. Angst fraß sich in sein zerschlagenes Gesicht.

»So tut doch was!« schrie er. »Los, macht irgend etwas!«

Doch keiner der Angestellten rührte sich.

»Sheldon!«

Der Bankdirektor begann zu zittern. Er spürte, daß sich etwas auf ihn zubewegte.

Auch der Angestellte, der ihm geholfen hatte, mußte dies geahnt haben.

Fluchtartig trat er einige Schritte zurück.

Sheldons Augen saugten sich an der Ausgangstür fest.

Flucht! war sein einziger Gedanke.

Es war zu spät.

Zwei unsichtbare Hände rissen seine Arme nach hinten. Und plötzlich schwebte ein Rasiermesser vor ihm in der Luft. Von Geisterhänden dirigiert, bewegte es sich auf sein Gesicht zu. »Neiiinnn!« kreischte Sheldon.

Sein Herz spielte verrückt. Rasend hämmerte es gegen seine Rippen. Das Blut staute sich in seinem Gehirn. Und dann wurde John D. Sheldon in dem unsichtbaren Griff schlaff.

Der Bankdirektor war tot. Gestorben an einem Herzschlag.

Die Geisterhände ließen den Toten los. Dumpf fiel er auf den Marmorboden.

Wieder klang die metallische Stimme auf. »Er hätte durch das Messer

sterben sollen. Nun – der andere Tod war vielleicht für ihn besser. Aber trotzdem, denkt an meine Warnung.«

Sekunden später war das Messer verschwunden. Gleichzeitig verließ auch die Armee der Unsichtbaren die Schalterhalle.

Zurück blieb das Grauen.

***

John Sinclair trudelte abends gegen neunzehn Uhr in London ein. Der Inspektor kam aus Schottland und hatte gerade ein gefährliches Abenteuer überstanden, das sogar fast schiefgegangen wäre. Denn acht mordende Schrumpfköpfe hatten seinem Leben ein Ende bereiten wollen.

Mit von der Partie war sein Freund Bill Conolly gewesen. Der Reporter war allerdings schon einen Tag früher zurückgefahren, da er zu Hause von seiner Frau sehnlichst erwartet wurde.

John steuerte seinen silbergrauen Bentley durch die Riesenstadt London. Er wollte direkt zu seiner Wohnung fahren, sich richtig ausschlafen und erst am anderen Tag dem Yard einen Besuch abstatten. Dort würde er dann seinen Bericht über den letzten Fall schreiben.

John stellte seinen Wagen in der Tiefgarage ab und fuhr mit dem Lift hinauf in sein Zweieinhalb-Zimmer-Apartment. Vorher hatte er noch die Post aus seinem Briefkasten geholt.

Oben angekommen, zog John Sinclair sich aus, drehte die Dusche auf und ließ die heißen, nadelspitzen Strahlen auf seinen Körper prasseln.

Zehn Minuten stand der Inspektor unter der Brause. Mal heiß, mal kalt. Es war herrlich.

John Sinclair hatte trotz seiner zweiunddreißig Jahre bei Scotland Yard ein Erfolgskonto aufzuweisen wie kein anderer Beamter. Er war Spezialist für außergewöhnliche Fälle. Immer da, wo mit normalen Mitteln nichts zu machen war, wurde John Sinclair eingesetzt. Und er hatte bisher noch jeden Fall gelöst.

John drehte die Dusche ab und die Stereoanlage auf. Pfeifend frottierte er sich ab und dachte gerade daran, sich noch ein anständiges Steak zu gönnen, als das Telefon schrillte.

»Mist!« fluchte er.

John tappte durch die kleine Diele in sein Wohnzimmer. Während er sich die Haare abtrocknete, nahm er den Hörer von der Gabel.

»Bin nicht zu Hause«, knurrte er in die Muschel.

»Reden Sie keinen Quatsch«, tönte es zurück.

»Ach du Schreck.« John machte ein langes Gesicht. »Der hohe Chef persönlich. Wollen Sie mich zum Abendessen einladen, oder sind aus dem Londoner Zoo Vampire ausgebrochen? Sollte dies allerdings zutreffen, bin ich erst morgen zu sprechen. Das Abendessen je…«

»Halten Sie doch mal Ihren Mund, verdammt noch mal!« schimpfte Superintendent Powell, Johns direkter Vorgesetzter. »Ich habe für Ihre Späße wirklich nichts übrig.«

»Ich halte ja schon«, erwiderte John und hielt auch vorsichtshalber den Hörer ein Stück vom Ohr weg. Gleichzeitig kerbte sich eine schmale Falte auf seine Stirn. So hatte der Alte noch nie mit ihm gesprochen. Demnach mußte irgend etwas Schreckliches passiert sein.

»Wann können Sie hier im Yard sein?« schnarrte Powell.

»In dreißig Minuten.«

»Sagen wir fünfzehn.«

»Sir, ich habe noch nichts gegessen.«

»In fünfzehn Minuten, Inspektor.«

»In Gottes Namen, ja. Sagen Sie, was ist denn passiert?«

»Eine ganz unglaubliche Schweinerei. Aber das werden Sie schon früh genug erfahren.«

Damit hängte Superintendent Powell ein.

»Und ich hatte angenommen, ich hätte mal Pause«, sagte John und schaltete wütend seine Stereoanlage aus.

»Dicke Luft«, raunte der Beamte unten am Empfang, als John das Gebäude von New Scotland Yard betrat.

Der Inspektor grinste. »Ich werde es überstehen.«

Trotz dieser leichten Worte machte sich bei John ein ungutes Gefühl in der Magengegend breit, als er mit dem Lift nach oben gondelte.

Inspektor Sinclair steuerte sofort Superintendent Powells Büro an.

Sogar die Sekretärin des Alten war noch da. Sie hatte einen hochroten Kopf und sagte nur: »Die Gentlemen warten im kleinen Konferenzraum.«

»Halten Sie sich tapfer, Mädchen«, erwiderte John und verschwand.

Der kleine Konferenzraum lag auf derselben Etage. Er hatte eine Doppeltür, und außerdem waren die Wände noch schalldicht isoliert.

Auf dem Flur patrouillierten zwei Uniformierte.

Da scheint wirklich die Scheune zu brennen, dachte John.

»Inspektor Sinclair?« fragte einer der Beamten.

»In Lebensgröße.«

»Ihren Ausweis, bitte.«

»Wenn ich den jetzt vergessen habe, darf ich dann nach Hause gehen?« erkundigte sich John.

Der Polizist gab keine Antwort. Er schien einer von der todernsten Sorte zu sein.

John zeigte ihm seine Legitimation.

Der Beamte prüfte sie genau und sagte dann: »In Ordnung, Sir. Sie dürfen passieren.«

John öffnete die beiden Doppeltüren und betrat den kleinen Konferenzsaal.

Außer Superintendent Powell saßen noch vier Männer an dem ovalen Tisch.

Wie an der Schnur gezogen, ruckten die Köpfe der Gentlemen in Richtung Tür.

»Weitermachen! Keine Meldung«, sagte John zur Begrüßung, was Sir Powell mit einem wütenden Blick zur Kenntnis nahm.

»Nehmen Sie Platz, Inspektor«, sagte er.

John faltete sich auf einen freien Stuhl, schlug die Beine übereinander und ließ seinen Blick schweifen.

Zwei der vier Männer kannte er.

Da war einmal der Vertreter des Innenministers, der immer den ängstlichen Blick eines Hundes hatte. Neben ihm saß ein hoher Beamter vom Secret Service, dem Geheimdienst Ihrer Majestät.

Der Mann hieß Doug Vandermeere und war ein knochentrockener Schreibtischstratege.

Die anderen beiden Männer stellte Superintendent Powell vor. John erfuhr, daß sie Sanderson und Bannister hießen. Sanderson war stellvertretender Zuchthausdirektor und Bannister einer der Mitinhaber des Bankhauses Sheldon & Bannister.

Dann machte Superintendent Powell John Sinclair bekannt.

»Sie sind demnach also der berühmte Geisterjäger«, stellte der Mann vom Secret Service ironisch fest.

»Wie richtig Sie kombinieren«, erwiderte John, der diese Leute fast so gern wie Magenschmerzen hatte.

Ehe der Geheimdienstbeamte noch eine spitze Frage hinzufügen konnte, übernahm Superintendent Powell die Initiative. In groben Zügen berichtete er von dem Auftreten der Geisterarmee. Anschließend gingen Sanderson und Bannister ins Detail.

Während ihres Berichtes kam Superintendent Powell immer mehr ins Schwitzen. Schließlich, nachdem die Männer mit ihren Ausführungen fertig waren, sagte er: »Wir müssen davon ausgehen, daß ein Heer von Unsichtbaren unter uns weilt.«

»Aber das ist doch Unsinn«, widersprach der Geheimdienstmann. »So etwas gibt es einfach nicht. Ich sage Ihnen, da hat man mit Hypnose gearbeitet. Das ist alles.«

»Wieviel Geld ist denn geraubt worden?« wandte sich John an den Bankmenschen und überging Vandermeeres Bemerkung völlig.

»Achthunderttausend Pfund«, stöhnte Bannister.

»Ein hübscher Batzen. Damit kann man schon einiges anfangen. Um noch mal auf Ihre Antwort zurückzukommen, Mister Vandermeere, wenn diese Bankbeamten hypnotisiert gewesen sind, wer hat dann das Geld weggeschafft?«

»Eben einer von den Mitarbeitern.«

»Es waren aber noch alle da, als die Polizei eintraf.«

»Na und? Die Zuchthausbeamten sind auch hypnotisiert worden.«

»Ja, aber nur zu einem bestimmten Zweck. Damit der oder die Leute die Gefangenen in aller Gemütsruhe unsichtbar machen konnten Raffiniert ausgeklügelt, das muß ich schon sagen. Was ist überhaupt mit den Beamten?«

»Sie sind in ärztlicher Behandlung. Ich habe sie nur kurz gesprochen. Sie konnten sich an nichts erinnern. Einzig der Torwächter gab uns einen kleinen Anhaltspunkt. Nach seinen Aussagen hat ein großer, hagerer Mann mit einer dunklen Brille das Zuchthaus besucht, einen Sonderausweis vorgezeigt und ist dann von dem Sicherheitsbeamten hineingelassen worden. Und noch etwas ist dem Torwächter aufgefallen. Der Unbekannte trug Handschuhe.«

»Groß, hager und Brillenträger«, überlegte John. »Damit läßt sich eigentlich etwas anfangen.«

»Das paßt auf viele«, warf der Secret-Service-Mann ein.

»Sicher. Aber wir können den Kreis einengen. Wenn dieser Mann wirklich andere Menschen unsichtbar machen kann, geschieht das bestimmt mit Hilfe von Strahlen.«

»Sie denken an die Todesstrahlen«, sagte Superintendent Powell.

»Richtig. Diesem Mister X muß es gelungen sein, die Todesstrahlen zu erfinden.«

Der Vertreter des Innenministers, der bisher noch nichts gesagt hatte, räusperte sich. »Darf ich da um eine Erklärung bitten?«

»Aber sicher doch«, erwiderte John. »Passen Sie auf. Ein alter Traum der Menschheit ist es, sich unsichtbar machen zu können. Seit Urzeiten haben Magier, Alchimisten und Giftmischer daran gearbeitet. Gelungen ist es bisher nicht, wenigstens nicht offiziell. Ich könnte Ihnen allerdings aus meiner Praxis Fälle erzählen, bei denen Ihnen die Haare zu Berge stehen. Aber lassen wir das. Sollte nun ein Mann diese Strahlen erfunden haben, muß er ein Genie sein oder mit anderen Mächten in Verbindung stehen. Ich habe allerdings den Verdacht, daß ein ganz normaler Mensch diese Strahlen erfunden hat. Man sieht es daran, daß er zum Beispiel eine Bank beraubt. Dämonen sind nicht hinter Geld her. Welches Motiv allerdings dahintersteckt, müssen wir abwarten.«

»Sie meinen, es kommt noch zu weiteren Überfällen?« fragte Superintendent Powell.

»Durchaus. Der Mann hat sich erst mal Startkapital besorgt.«

»Aber das ist ja beängstigend«, sagte der Regierungsvertreter.

»Leider«, erwiderte Inspektor Sinclair.

»Und was schlagen Sie vor?« erkundigte sich Superintendent Powell.

»Im Augenblick bin ich auch ratlos«, erwiderte John. »Es gibt allerdings eine Möglichkeit. Vielleicht finden wir etwas in unserem Spezialarchiv.«

»Und was versteht man darunter?« fragte Vandermeere.

»Dort sind sämtliche Personen aufgeführt, die sich mit großen Verbrechen und übernatürlichen Dingen beschäftigen. Das Archiv wird laufend ergänzt. Alle Meldungen werden mit Hilfe eines Computers ausgewertet und sortiert. Es kann sein, daß ich da Glück habe.«

Superintendent Powell erhob sich. »Haben Sie einen besseren Vorschlag, Gentlemen?«

»Nein«, lautete die allgemeine Antwort.

»Schön, dann heißt es erst einmal abwarten. Inspektor Sinclair, ich möchte Sie doch bitten, nachher noch einmal in mein Büro zu kommen.«

John nickte. »Gut. Ich bin dann unten.«

Mit dem Lift fuhr der Geisterjäger in den Kellerraum, wo die klimatisierten Computerräume des Yards liegen. Alles ist aufs modernste eingerichtet.

Zum Glück traf John Dr. Fester, einen der leitenden Chefs, noch an.

»Na, wieder einen Dämon gekillt?« wurde der Inspektor begrüßt.

Foster war ein kugelrunder Mann mit unzähligen Lachfältchen im Gesicht. Er hatte nie schlechte Laune und war bei allen Kollegen beliebt.

John Sinclair erklärte ihm sein Problem.

Dr. Foster wiegte den Kopf. »Viel ist es ja nicht, aber ich werde sehen, was sich machen läßt. Wie lange haben Sie Zeit?«

»Bis die Ergebnisse kommen.«

»Dann holen Sie sich mal ‘ne Luftmatratze.«

John lachte. Er wußte, daß Dr. Foster Spaß gemacht hatte. Dieser Mann würde sein Möglichstes tun.

Die Wartezeit verkürzte John sich mit Kaffee und Zigaretten. Er war verdammt aufgeregt. Wenn ein Unbekannter wirklich die Todesstrahlen erfunden hatte und man ihn nicht sofort fing, konnte er machen, was er wollte.

Eine schreckliche Vorstellung.

Selten hatte John solch einen Horror vor einem Fall gehabt.

Die Zeit verging quälend langsam. Nach fast zwei Stunden kam Dr. Foster zurück. In der Hand hielt er eine Reihe Karten. Es insgesamt acht Stück. Jetzt brauchten nur noch in den Archivschränken zu den entsprechenden Daten die Personalien herausgesucht zu werden.

Nach weiteren fünfzehn Minuten war auch dies geschehen.

John blätterte die Steckbriefe durch. Vier Männer fielen von vornherein flach.

Sie waren inzwischen gestorben. Einen davon hatte John sogar selbst erledigt.

Von der anderen Hälfte wohnten zwei in Asien und einer in den

Vereinigten Staaten.
Blieb noch eine Karte übrig.
Dr. Foster tippte mit dem Zeigefinger auf das Foto. »Das könnte er sein. Dr. Kelford, ein Physiker, der in einer Atomforschungsanlage gearbeitet hat, durch irgendwelche Strahlen wahnsinnig geworden ist, in eine Heilanstalt gesteckt wurde und dort ausgebrochen ist.«
John nickte. »Eingefangen hat man ihn bisher nicht.«
Dr. Foster zuckte mit den Schultern.
»Der Ausbruch war vor vier Jahren. Vielleicht ist er auch tot.«
»Kann ich das Bild haben?«
»Selbstverständlich.«
»Danke.«
John wollte schon gehen, als ihn Dr. Foster am Ärmel festhielt. »Sagen Sie ehrlich, Inspektor, dieser Mann, ist er so schlimm?«
»Noch schlimmer, Doc«, erwiderte John Sinclair leise.

***

Die alte leerstehende Fabrik lag östlich von London. Es war ein großes Backsteingebäude, das wie ein unförmiger Klumpen aus der Wiesenlandschaft ragte.
Vor Jahren hatte man in dem Gebäude noch Metalleimer hergestellt, doch als der Kunststoffboom immer größer wurde, war die Produktion eingestellt worden.
Um die Fabrik hatte sich niemand gekümmert. Sie war mehrmals zum Kauf angeboten worden, lag aber verkehrsmäßig so ungünstig, daß sich kein Käufer gefunden hatte.
In den zwölf Jahren war das Gebäude vom Zahn der Zeit angenagt worden und diente nur noch den Ratten als Unterschlupf.
Bis Dr. Moron auf die Fabrik aufmerksam geworden war. Sie wurde für ihn zum idealen Schlupfwinkel.
Der Wissenschaftler hatte sich Geld besorgt und die große Halle nach seinen Vorstellungen umbauen lassen. Er hatte sie praktisch in zwei Räume geteilt. In einen großen und einen wesentlich kleineren.
Unter der Decke des größeren Raumes hatte er eine Anzahl Duschen befestigt, die den gesamten Raum besprühen konnten. Diese Anlage war für seine Arbeiten äußerst wichtig.
Der kleine Raum war durch eine schußsichere Glasscheibe von dem anderen getrennt. Und dahinter saß auch Dr. Moron. Er hatte sich ein Bedienungspult aufgebaut, ähnlich wie es die Manager in den Industriegebieten hatten. Es gab sogar mehrere Monitore. Die dazugehörigen Fernsehkameras beobachteten mit ihren künstlichen Augen die gesamte Umgebung.
Natürlich war Dr. Moron schon oft gestört worden. Er hatte dann immer entsprechende Ausreden zur Hand, so daß die Leute nicht

weiter mißtrauisch geworden waren. Außerdem war das nächste Dorf zwei Meilen entfernt, und selbst Kinder kamen nicht auf die Idee, sich die Fabrik als Spielplatz auszusuchen.

Zehn unsichtbare Männer hatte Dr. Moron in die Fabrik gebracht. Er war mit ihnen quer durch halb England gefahren, und niemand hatte sie aufgehalten.

Eine Meisterleistung.

Wieder saß Dr. Moron hinter seinem Pult. Die Unsichtbaren hielten sich in dem großen Raum auf. Sie spürten, daß gleich etwas geschehen würde.

Unruhe hatte sie erfaßt. Nicht alle waren mit ihrem Schicksal fertig geworden.

Sie waren nervös und gereizt.

Dr. Moron hatte das wohl bemerkt. Jetzt war es an der Zeit, einige passende Worte zu sagen.

Und deshalb wollte er seine Verbündeten wieder sichtbar machen.

Dr. Moron drückte auf einen der vielen Knöpfe.

Sekunden später begannen in dem großen Raum die Duschen zu rauschen.

Tausende von feinen Wasserstrahlen rieselten dem Boden entgegen. Das Unmögliche geschah.

Die Männer wurden sichtbar.

Zuerst schälten sich nur die Konturen aus den Wassermassen, doch dann nahmen sie Gestalt an und wurden nach kurzer Zeit wieder zu normalen Menschen.

Dr. Moron wußte, daß es bei den Todesstrahlen eine schwache Stelle gab.

Eben das Wasser.

Lautlos öffnete sich im Hintergrund des Raumes eine kleine Stahltür.

Leise Schritte klangen auf, die dicht neben Dr. Moron verstummten. Der Wissenschaftler brauchte sich erst gar nicht umzudrehen, um zu wissen, wer da gekommen war. Jorge, sein Diener und Leibwächter, hatte den Raum betreten. Dieser Mann war eine Mischung aus Killer und Sadist. Er liebte das Töten, es war für ihn ein Hobby. Sein krankhaftes Gehirn sann nach immer neuen Methoden. Und das Schlimme war, Jorge war seinem Herrn nahezu hündisch ergeben, was Dr. Moron eiskalt und erbarmungslos ausnutzte.

Mit Jorge hatte Dr. Moron sein erstes Experiment durchgeführt, und er war es auch gewesen, der den Ober umgebracht hatte.

Dabei entsprach Jorge überhaupt nicht dem Typ eines Killers. Er war nur mittelgroß und etwas gedrungen. Sein Haar war schwarz, und er trug es zu einer Bürste geschnitten. Die dicken Augenbrauen wuchsen über der Nasenwurzel fast zusammen und gaben den Augen einen stechenden Blick.

Das Gesicht war breit und kantig, trotzdem wirkte es nichtssagend.

Jorge blieb neben Dr. Moron stehen. Auch er sah die zehn nassen Zuchthäusler, die darauf warteten, daß Dr. Moron etwas sagte.

In ihren Augen standen Angst und Mißtrauen. Der hypnotische Einfluß war langsam von ihnen gewichen, und sie mußten erst mit der neuen Situation fertig werden.

»Was meinst du, Jorge, sind sie brauchbar?«

Jorge schürzte die Lippen. »Das wird sich immer erst hinterher herausstellen. Aber wir müssen es versuchen.«

»Genau.«

Und damit setzte Dr. Moron die Lautsprecher in Betrieb, die in dem größeren Teil der Halle aufgebaut worden waren. Er zog ein Mikrofon aus der Halterung und begann zu sprechen.

»Ihr wundert euch sicher, daß ihr hier in einer Fabrikhalle, weit weg von dem Zuchthaus, aufgewacht seid. Aber die Erklärung ist ganz einfach. Ich habe euch hypnotisiert, euch dann durch die von mir erfundenen Strahlen unsichtbar gemacht und anschließend hierhergebracht.«

Dr. Moron machte eine Pause, damit seine Worte wirken konnten.

Unter den Zuchthäuslern machte sich Unruhe breit. Zuerst sahen sie sich fassungslos an, doch dann begannen sie zu schreien.

Schimpfworte wurden gerufen, und einige von den Kerlen wollten Dr. Moron sogar lynchen. Dieser ließ sie toben.

Schließlich rannten zwei Männer zu der Ausgangstür. Sie hatten sie jedoch kaum berührt, als die beiden sich mit einem Schmerzensschrei zurückwarfen, auf den Boden krachten und wild zuckend liegenblieben.

»Die Tür steht unter Strom«, lautete Dr. Morons knapper Kommentar.

Als die anderen sahen, was ihren Kollegen widerfahren war, wurden sie merklich ruhiger. Dr. Moron nickte zufrieden.

»Ich hoffe, wir können jetzt vernünftig miteinander reden«, schallte seine Stimme durch die Halle. »Und zu eurer Information: Die beiden sind nicht tot. Sie werden gleich wieder aufwachen und nicht mehr daran denken, ohne meinen ausdrücklichen Befehl wegzurennen.«

Gelassen zündete sich der Wissenschaftler eine Zigarette an. Mit Zufriedenheit bemerkte er, daß sich in die Augen der Zuchthäusler mittlerweile Interesse gestohlen hatte. Schlimmer als sie es vorher gehabt hatten, konnte es nicht kommen.

Wieder begann Dr. Moron zu reden. »Natürlich habe ich euch nicht umsonst aus dem Zuchthaus geholt, das ist klar. Ihr werdet mir dafür einen gewissen Preis zahlen. Aber wenn ihr bedenkt, was ihr dafür bekommt, ist dieser Preis lächerlich. Wir werden bald die stärkste Gangstergruppe der Welt sein, das verspreche ich. Wir werden die Macht übernehmen, und niemand kann uns daran hindern. Nicht die

Polizei, nicht die Regierungen und auch nicht die Geheimdienste, denn ich habe die Todesstrahlen erfunden, die Strahlen, die Materie verschwinden lassen. Nicht nur anorganische Materie wie Steine, Sand, Erze und so weiter, sondern organische. Dazu zähle ich…«, Moron machte eine kleine Kunstpause, »auch den Menschen.« Abermals ließ der Wissenschaftler seine Worte wirken.

»Beweisen Sie uns das!« rief einer.

Der Satz drang klar und deutlich an Dr. Morons Ohren, da in der größeren Halle mehrere versteckt angebrachte Mikrofone installiert waren. »Sicher werde ich es euch beweisen. Seht her!«

Dr. Moron griff nach dem kleinen Kasten, der einem Fotoapparat ähnelte und vor ihm auf dem Schaltpult lag. Er stand auf und öffnete innerhalb der großen Scheibe ein kleines Fenster von etwa einem halben Yard Durchmesser.

Dr. Moron hielt den Apparat an die Öffnung und visierte einen der am Boden liegenden Männer an.

»Paßt genau auf«, rief er. »Durch diesen Aktivator werden Strahlen ausgesandt, die in der Lage sind, euren Kumpan unsichtbar zu machen. Er wird einfach verschwinden.«

Dr. Moron drückte auf den bewußten Knopf.

Unsichtbare Wellen verließen den Aktivator, rasten auf den bewußtlosen Mann zu, drangen in den Körper und begannen, ihn langsam aufzulösen.

Zuerst wurde die Gestalt durchsichtig, dann waren nur noch die Konturen zu erkennen, und schließlich hatte sie sich ganz aufgelöst.

Die Männer sprang das nackte Entsetzen an. Aus weit aufgerissenen Augen starrten sie ungläubig auf die Stelle, wo eben noch einer von ihnen gelegen hatte.

»Das ist unmöglich«, flüsterte einer. »Das ist Hexerei.«

Dr. Moron hatte die Worte wohl verstanden. »Es ist keine Hexerei, sondern ein Triumph der Technik. Ihr alle wart schon unsichtbar. Nur habt ihr da unter Hypnose gestanden und sogar eine Bank ausgeraubt. Das Geld habe ich. Es ist unser Startkapital. Von nun an werdet ihr soviel Geld bekommen, wie ihr wollt. Wir werden reich sein und die Welt regieren.«

Dr. Moron lachte teuflisch. Für ihn war die große Stunde gekommen.

Jahrelang hatte er darauf gewartet. Jetzt konnte er der Menschheit zeigen, wer er war.

»Seid ihr jetzt überzeugt?«

Die Männer nickten. Sie standen noch zu sehr unter dem Schock des eben Erlebten. Doch langsam stahl sich ein gewisser fanatischer Glanz in ihre Augen. Die Gier nach Geld und Besitz hatte dies bewirkt. Dafür würden sie alles geben.

Dr. Moron hatte richtig kalkuliert.

»Es gibt allerdings noch ein Problem«, sagte er. »Aber bei unserer jetzigen Stärke dürfte dies keine Schwierigkeiten bereiten, es aus der Welt zu schaffen. Wie ich schon erwähnte, habe ich lange genug an meinem Plan gearbeitet. Ich habe mir auch meine möglichen Gegner angesehen und sie genau studiert. Es gibt einen Mann hier in London, der uns unter Umständen gefährlich werden kann. Und dieser Mann heißt… John Sinclair!«

Dr. Morons Blicke tasteten die Männer ab. Doch er sah bei ihnen keine Reaktion. Anscheinend hatten sie noch nichts von dem Geisterjäger gehört.

Um so besser. Damit konnten sie dann ohne Vorurteile in den Kampf ziehen.

»Wir werden zuerst diesen Mann erledigen müssen. Er ist Inspektor bei Scotland Yard und ein regelrechter Bluthund. Zwei von euch werden reichen. Ihr werdet als unsichtbare Gegner zu seiner Wohnung fahren, ihn dort abfangen, überwältigen und zu mir bringen. Es wird mir persönlich ein Vergnügen sein, ihn zu töten. Jorge, mein Diener, wird die beiden Männer, die ich bestimme, begleiten.«

Dr. Moron deutete auf zwei besonders kräftige Typen, denen ihr gesamter schmutziger Charakter schon im Gesicht geschrieben stand.

»Du – und du! Ihr bringt mir diesen verdammten Inspektor!« zischte Dr. Moron haßerfüllt.

Für ihn war John Sinclair schon so gut wie tot.

***

Bill Conolly war freier Reporter und immer dort zu finden, wo etwas los war. Er hatte, wie man in Fachkreisen sagt, die richtige Nase, und um seine Berichte rissen sich die größten Magazine der Welt. Es gab nichts, worüber Bill nicht schon geschrieben hatte. Dabei galt sein Hauptinteresse dem Bereich des Mystischen und Okkulten.

Im Gegensatz zu seinen anderen Kollegen hatte Bill Conolly einen großen Pluspunkt.

John Sinclair, der Geisterjäger, war sein bester Freund. Die beiden Männer hatten schon manche Schlacht gegen Dämonen und Geister überstanden, sehr zum Kummer von Bills hübscher, junger Frau Sheila, die ihren Mann lieber zu Hause gesehen hätte und aus eigener Erfahrung wußte, wie haarscharf Bill und John Sinclair oft mit dem Leben davongekommen waren. Doch in diesem Punkt redete sie bei Bill gegen eine Wand.

Außerdem hatte der Reporter immer das Glück, die richtigen Fälle zu erwischen.

Obwohl das letzte gemeinsame Abenteuer mit John Sinclair erst eine Woche zurücklag, war Bill schon wieder voller Tatendrang. Und als dieser mysteriöse Bankraub passierte, hielt ihn nichts mehr auf seinem

Schreibtischstuhl.

Wie die Feuerwehr zischte Bill Conolly los. Die Informationen, die er bekam, waren allerdings nur spärlich. Der zuständige Inspektor zuckte nur mit den Schultern und verwies auf eine später stattfindende Pressekonferenz.

Aber ohne mich, dachte Bill, rannte in den nächsten Pub und rief bei John Sinclair an, der mittlerweile wieder in London sein mußte.

Doch bei John meldete sich niemand.

Nach zwei Stunden erreichte Bill Conolly seinen Freund endlich im Yard.

»Jetzt hör mal zu, alter Geisterfresser«, sagte er. »Was war eigentlich bei diesem komischen Bankraub los? Da ging doch etwas nicht mit rechten Dingen zu. Keiner will etwas sagen. Angestellte sprechen hinter vorgehaltener Hand von unsichtbaren Bankräubern. Was ist nun wirklich daran?«

»Bill, ich kann dir nichts sagen. Tut mir leid.«

»Jetzt hör aber auf. Du weißt, wenn ich etwas nicht schreiben will, dann lasse ich es auch. Mach also nicht solch einen Wind.«

John atmete dreimal tief durch. »Versteh mich, Bill, ich muß die Klappe halten.«

»Also hängst du drin.«

»Ja.«

Bill lachte. »Immerhin etwas. Kombiniere, wenn der große Geisterjäger mitmischt, geht es rund. Folglich ist der liebe Bill wieder am Ball. Wann sehen wir uns?«

»Heute nicht mehr. Ich muß noch zu einer Besprechung zum Chef.«

»Die wird sowieso nicht lange dauern«, meinte Bill Conolly. »Ich warte dann bei dir zu Hause. Zum Glück habe ich ja einen Schlüssel.«

»Bill, ich…«

Doch da hatte der Reporter schon eingehängt. Händereibend ging er zu seinem Porsche. Das würde wieder ein brandheißer Fall werden.

Bill Conolly ahnte nicht, daß ihn in John Sinclairs Wohnung das Grauen erwartete…

Vergnügt vor sich hinpfeifend, wirbelte Bill Conolly den Schlüssel zu Johns Apartment um den Finger. Der Reporter hatte seinen Porsche in einer noch freien Box der Tiefgarage abgestellt und machte, da er genügend Zeit hatte, den kleinen Umweg durch den Vordereingang des modernen, für London an sich typischen Apartmenthauses.

Der in einer blaugrauen Uniform steckende Portier winkte Bill leutselig zu, als er die Halle betrat. Der Portier kannte den Reporter und war auch einem Schwätzchen nicht abgeneigt. Die beiden Männer rauchten eine Zigarette und unterhielten sich über die letzten Fußballergebnisse.

Nach zehn Minuten ging Bill zum Lift und gondelte nach oben in die

achte Etage, auf der Johns Zweieinhalbzimmerwohnung lag.

Die Fahrstuhltüren hatten sich gerade hinter dem Reporter geschlossen, als ein dunkelroter Volvo auf dem Parkstreifen vor dem Haus stoppte.

Unsichtbare Hände öffnete die beiden hinteren Türen, die wenig später wieder sanft zugedrückt wurden.

Dann rollte der Volvo an und fuhr in Richtung Tiefgarage, wo er dicht vor der Ausfahrt parkte.

Die beiden Unsichtbaren betraten durch die halb offenstehende Glastür die Halle und gingen auf die Fahrstuhltür zu. Da es in der Halle keine Teppiche gab, deuteten auch keine Abdrücke auf die Anwesenheit der Unheimlichen hin.

Bill Conolly hatte inzwischen Johns Wohnung erreicht und es sich in dem gemütlich eingerichteten Wohnzimmer bequem gemacht. Wo der Whisky stand, wußte er, das war für ihn die Hauptsache. Bill flegelte sich in einen Sessel und gab sich ganz seinen Gedanken hin. Er spürte das berühmte Kribbeln in den Fingerspitzen, das immer dann eintrat, wenn ein ganz besonderer Fall in der Luft lag.

Das Summen der Klingel schreckte ihn aus seinen Gedanken.

Zum Teufel, wer konnte das sein? John? Nein, der hatte einen Schlüssel.

Bill Conolly war mißtrauisch. John Sinclair hatte zu viele Feinde. Vielleicht stand ungebetener Besuch vor der Tür.

Wieder klingelte es.

»Wird schon nicht so schlimm sein«, murmelte der Reporter und öffnete die Tür. Doch da war niemand!

»Verdammt, da hat sich einer einen Scherz erlaubt«, knurrte Bill, sah noch einmal nach links und rechts in den Flur und zog sich kopfschüttelnd in die Wohnung zurück.

Der Plan der Unsichtbaren war genau aufgegangen.

Ärgerlich über die Störung, ging Bill wieder zurück in das Wohnzimmer.

Und da sah er es!

Zwei Totschläger schwebten in der Luft!

Ungläubig riß Bill Conolly die Augen auf.

»Das gibt’s doch nicht«, flüsterte er.

Obwohl er in verdammt vielen gefährlichen und unheimlichen Situationen gesteckt hatte, raubte ihm diese jedoch für einen Augenblick den Atem.

Bill dachte an ein Trugbild. Er wischte sich über die Augen, doch die Totschläger blieben.

Sie bewegten sich in seine Richtung! Nahmen ihn von zwei Seiten in die Zange!

Bill wich zurück. Er stand ungünstig zur Tür, so daß eine Flucht

kaum möglich war.
Er mußte mit dem Problem eben so fertig werden.
Der erste Totschläger pfiff durch die Luft.
Blitzschnell zog Bill den Kopf ein.
Haarscharf sauste die gefährliche Waffe an seinem Schädel vorbei. Doch gleichzeitig fegte der andere Totschläger auf ihn zu.
Der Reporter konnte zwar zurückweichen und dem Schlag die Kraft nehmen, wurde aber noch am Kinn erwischt.
Bills Zähne krachten aufeinander. Er selbst machte einige Schritte rückwärts und fiel gegen die Wand.
Wieder sauste ein Totschläger auf ihn zu.
Bill riß den Arm hoch.
Die Schlagwaffe knallte gegen seinen Knochen. Ein glühender Schmerz fraß sich durch Bills Arm, behinderte das Reaktionsvermögen des Reporters.
Der zweite Totschläger krachte gegen seine Schläfe.
Aufstöhnend rutschte Bill Conolly zusammen.
Abermals schlugen die Unheimlichen zu. Bill mußte die Schläge nehmen, bis er bewußtlos liegenblieb.
Sekunden später warten die Totschläger verschwunden.
»Das wäre erledigt«, sagte der eine. »Los, faß mit an, wir schaffen ihn zum Wagen.«
Die beiden hoben den Reporter hoch. Einer packte ihn an den Beinen, der andere an den Armen.
»Verdammt, ist der Kerl schwer. Wußte gar nicht, daß ein Bulle soviel wiegt.«
Die beiden Unsichtbaren bewegten sich in Richtung Tür. Es war ein groteskes Bild. Bill Conolly schien förmlich in der Luft zu schweben und sich in Richtung Ausgang zu bewegen.
Der erste Unsichtbare wollte gerade die Tür öffnen, als sich ein Schlüssel im Schloß drehte.
John Sinclair kam zurück…
Jorge hatte den Volvo gesteuert. Im Augenblick saß er unten in der Tiefgarage und rauchte eine Zigarette. Der blaugraue Qualm zog träge durch die geöffneten Seitenfenster nach draußen.
Jorge dachte an die Zukunft. Er malte sich aus, was er alles anfangen würde, wenn er erst mal das richtige Geld besaß. Es waren grausame Gedanken, die sich da in seinem Hirn festsetzten.
Ein Wagen rollte die geschwungene Einfahrt der Garage hinunter. Für Sekunden erfaßten die eingeschalteten Scheinwerfer des Neuankömmlings den Volvo.
Jorge kniff unwillkürlich die Augen zusammen. Sein Gesicht verzerrte sich.
Wenn er etwas nicht leiden konnte, dann war es Helligkeit.

Der Wagen rollte vorbei und fuhr in eine der Boxen.
Jorge wandte sich um und erkannte, daß soeben aus dem Bentley ein Mann ausstieg.
Dieser Mann war niemand anders als John Sinclair.
Der Inspektor wollte schon gerade zu dem Fahrstuhl gehen, als er stutzte.
In einer Parknische stand ein roter Porsche.
So einen Wagen fuhr Bill Conolly.
John verglich das Nummernschild. Stimmt. Es war Bill.
Hoffentlich hat der Kerl noch was von meinem Whisky übriggelassen, dachte John, als er nach oben fuhr.
In der Zwischenzeit wurde Jorge langsam nervös. Verdammt noch mal, die beiden hätten längst wieder zurück sein müssen. Da war bestimmt etwas schiefgelaufen.
Jorge war ein Mann schneller Entschlüsse.
Er stieg aus dem Wagen und steuerte den zweiten Lift an. Zum Glück wußte er, in welchem Stockwerk der Bulle wohnte.
Während der Killer nach oben fuhr, überprüfte er noch einmal seine Pistole.
Sie war wie immer in Ordnung.
John Sinclair drehte den Sicherheitsschlüssel im Schloß, stieß die Tür auf… und blieb wie vom Donner gerührt stehen.
In der kleinen Diele lag Bill Conolly!
Der Reporter lag halb auf der Seite. Beulen zierten seine Stirn. Er hatte die Hände ausgestreckt und die Fingernägel in den Teppich gekrallt.
John nahm diese Eindrücke innerhalb von Sekunden auf.
Bill Conolly war niedergeschlagen worden. Aber von wem? Und hier in der Wohnung? Waren die Unbekannten etwa noch da? Wenn ja, wie waren sie hereingekommen? John besaß nämlich, gekoppelt mit dem Türschloß, eine moderne Alarmanlage, deren Funktion nur Bill Conolly kannte.
Er mußte die Schläger reingelassen haben.
John drückte leise die Tür ins Schloß und ging neben seinem Freund in die Knie.
Er fühlte dessen Puls und atmete erleichtert auf. Bill war nur bewußtlos.
In dem Augenblick, als John sich aufrichten wollte, spürte er den Luftzug.
Reaktionsschnell nahm er den Kopf zur Seite.
Fingerbreit strich der Totschläger über seinen Haaransatz und krachte gegen die Wand.
Eine blitzschnelle Rolle rückwärts und ein kräftiger Schwung brachten den Inspektor wieder auf die Beine.

Deutlich sah er die beiden Totschläger im Raum schweben.

Doch im Gegensatz zu Bill Conolly konnten ihn diese beiden Waffen nicht erschrecken. John steckte schon zu sehr in dem Fall drin. Allerdings wußte er nicht, wie er diese Unsichtbaren bekämpfen sollte. Aber gab es überhaupt ein Mittel, das sie wieder sichtbar machen konnte?

Im Gegensatz zu seinem Freund übernahm John Sinclair die Initiative.

Er griff an.

Mit zwei Sätzen stand er neben dem ersten Unsichtbaren, packte den Totschläger und riß ihn dem Unheimlichen aus den Fingern.

Ein Wutschrei ertönte.

Dann knallte eine Faust in Johns Nacken.

Der Inspektor fiel gegen den Rahmen der Wohnzimmertür. Im selben Moment schlug der zweite Kerl auf ihn ein.

John entging dem Schlag mit einer raschen Drehung und schlug aber gleichzeitig seine totschlägerbewehrte Hand gegen die Waffe des anderen.

Johns Schlag war zu überraschend gekommen.

Der zweite Totschläger wirbelte durch die Luft und fiel genau in den Spiegel, der klirrend zerbrach.

Tausende von Scherben spritzten durch die Luft und auf den Teppich. Zwischen ihnen lag der Totschläger.

John wollte sich gerade danach bücken, da ging die Türklingel.

Hart und fordernd schrillte es durch die Wohnung.

Ehe John öffnen konnte, zog einer der Unsichtbaren sie auf.

Ein schwarzhaariger finsterer Bursche stand auf der Schwelle, der gar nicht erst fragte, sondern schoß.

Schalldämpfer, dachte John noch, als er zurück in das Wohnzimmer flog.

Über ihn pfiffen die Bleistücke hinweg und bohrten sich splitternd in das Türholz.

»Los, nehmt ihn mit!« befahl der Schwarzhaarige. »Ich kümmere mich um den anderen.«

»Jetzt wird's ernst«, murmelte John und verfluchte sich selbst, weil er seine Waffe im Schlafzimmer liegen hatte.

John hörte kaum die Schritte des Mannes, als er sich der Wohnzimmertür näherte.

So ging nur ein Killer.

Der Inspektor suchte fieberhaft nach einem Ausweg. Die beiden schweren Sessel fielen ihm ein. Sie hielten bestimmt auch Kugeln, lautlos nahm John hinter einem der Sessel Deckung. Der erbeutete Totschläger lag gut in seiner Hand. Schon stand der Killer in der Tür. Der Inspektor lugte hinter der Rückenlehne hervor. Er hatte den

Burschen noch nie gesehen. Nicht persönlich und auch nicht in der Kartei. Doch der Kerl schien einer von der brutalen und skrupellosen Sorte zu sein, einer, für den ein Leben nichts zählte.

John sah das mordlüsterne Funkeln in den Augen des Mannes und wußte, daß er geliefert war, wenn er ihm in die Hände fiel.

Wenn…

Mit lautlosen Schritten durchquerte der Killer das Zimmer, näherte sich der Couchgarnitur. Die Waffe mit dem Schalldämpfer hielt er in der rechten Hand.

Langsam schwenkte sie in Johns Richtung.

Im selben Augenblick schleuderte der Inspektor den Totschläger. Die Schlagwaffe flog pfeilschnell auf den Kerl zu, drehte sich in der Luft, und bevor der Killer überhaupt begriff, was geschehen war, knallte ihm der Totschläger gegen die Pistolenhand.

Doch jetzt zeigte der Mann seine Klasse.

Während andere ihre Waffe hätten fallen lassen, hielt er sie krampfhaft fest – und schoß sogar.

»Plopp!« machte es, und die Kugel zog John einen Scheitel nach.

Doch dann war er am Mann. Quer über den Tisch hechtend, jagte er dem Killer seinen Kopf in den Magen.

Der Kerl schrie auf und kippte nach hinten. Erst der Wohnzimmerschrank hielt ihn auf. Augenblicklich riß der Killer die Waffe hoch.

Diesmal nahm John die Handkante. Rücksicht durfte er nicht mehr kennen.

Heulend ließ der Killer die Pistole fallen. Sein Gesicht war schmerzverzerrt und seine Augen blutunterlaufen.

Trotzdem gab er nicht auf. Sein rechtes Knie schoß vor. John konnte gerade noch abdrehen, wurde jedoch an der Hüfte getroffen und knickte zusammen.

Für Sekunden regierte der Schmerz.

Jorge nahm diesen Vorteil eiskalt wahr. Er schlug mit der linken geballten Faust nach unten, ein Schlag, der einen Ochsen umwerfen konnte.

John, halb gebückt, ließ sich einfach fallen. Jorge hämmerte ins Leere. Der Schwung warf ihn nach vorn, genau in Johns hochgerissene Beine hinein.

Die Fußspitzen des Inspektors knallten gegen Jorges Kiefer und rüttelten den Kerl durch bis in die Fußsohlen.

Wie ein angeschlagener Stier wankte er zurück.

John, der keine Lust hatte, sich länger herumzuprügeln, hob die Pistole auf und richtete die Mündung auf den Killer.

»Ich glaube, das war's, mein Freund!«

Jorge sah John Sinclair an, dann die Pistole – und drehte plötzlich

durch.
Er flog auf dem Absatz herum und rannte in die Diele.
John hob die Waffe und ließ sie sofort wieder sinken. Nein, er konnte keinem Mann in den Rücken schießen.
John rannte hinterher, hatte allerdings durch dieses Manöver wertvolle Sekunden verloren. Mit Riesenschritten durchquerte er die Diele, stand schon auf dem Flur und sah den Killer soeben in einem der Lifte verschwinden, die nach unten in die Tiefgarage fuhren.
Ausgerechnet jetzt war der zweite Aufzug nicht da.
John fluchte.
Blieb ihm nur noch die Treppe, denn bis der Lift wieder oben war, konnten Minuten vergehen.
Vier, fünf Stufen nahm John auf einmal. Vier Etagen weiter hatte er schon einen Drehwurm.
Dann stand er endlich vor der Tür zur Tiefgarage. Hastig riß er sie auf.
Jemand aus dem Haus hatte das Licht eingeschaltet. Die Leuchtstoffröhren warfen ihren kalten Schein auf den glatten Betonboden.
John sah gerade noch den Killer auf einen dunklen Wagen zurennen. Hohl hallten seine Schritte von den Wänden wider.
Der Killer war mindestens achtzig Yards entfernt. Er hatte schon die Wagentür aufgerissen, als John sich in Bewegung setzte.
Ein Motor röhrte, Reifen jaulten, dann jagte der Wagen in die Kurve.
Und jetzt erkannte John auch das Fabrikat.
Sekunden später hatte John seinen Bentley erreicht. Er riß die Tür auf, wollte sich hinter das Lenkrad werfen und bekam im selben Moment einen mörderischen Schlag auf den Hinterkopf.
Inspektor John Sinclair sah bunte Sterne aufplatzen, und das letzte, was er wahrnahm, war ein höhnisches Lachen.
Dann wußte er nichts mehr.
Während John Sinclair mit Jorge kämpfte, hatten die beiden Unsichtbaren Bill Conolly nach unten in die Tiefgarage geschafft. Es war mit Jorge vorher so besprochen worden, daß sie den Bullen hier in den Wagen verfrachten sollten.
Als Jorge einstieg, saß einer der Unsichtbaren bereits auf dem Beifahrersitz.
Der andere wollte gerade in den Wagen klettern, da entdeckte er John Sinclair.
Der Mann wußte sofort, was er zu tun hatte.
Er hetzte durch die Garage und kümmerte sich nicht um den startenden Volvo.
Nie hätte John Sinclair damit gerechnet, daß man ihm hier auflauern würde.

Deshalb hatte der Hieb auch voll gesessen.
Der Unsichtbare lief wieder zurück. Wie durch Zauberei verschwand der Totschläger, den er noch von oben aus der Wohnung mitgenommen hatte.
Der Volvo wartete an der ersten Kurve mit laufendem Motor. Der Unsichtbare öffnete die rechte hintere Tür und ließ sich auf den Rücksitz fallen, direkt neben den bewußtlosen Bill Conolly.
»Hat alles geklappt?« fragte Jorge.
Der Unsichtbare lachte. »Und ob. Dieser Kerl wußte gar nicht, wie ihm geschah.«
»Warum hast du ihn nicht umgelegt?« knurrte Jorge und fädelte sich bereits auf der Straße in den fließenden Verkehr ein.
»Wir sollten doch keine Toten hinterlassen.«
»Quatsch. Der Inspektor dahinten sollte noch nicht krepieren. Bei anderen ist das doch egal«, erwiderte Jorge gefühllos. Dann meinte er: »Ich möchte nur mal wissen, wer dieser Kerl war. Kämpfen konnte er. Hätte mir fast den Arm abgeschlagen.«
»Vielleicht war's ein Kollege von Sinclair«, vermutete der auf dem Beifahrersitz hockende Unsichtbare.
»Möglich«, gab Jorge zu. »Aber das soll uns nicht weiter aufregen.«
Auf das Naheliegendste kamen die Verbrecher nicht.
Der Volvo rumpelte mit abgeblendeten Scheinwerfern über den mit Schlaglöchern übersäten Weg. Jorge war zufrieden. Er hatte den verhaßten Bullen geschafft.
Jetzt würde sich Dr. Moron mit dem Kerl beschäftigen, und anschließend hatte er dann freie Bahn. Jorge grinste in sadistischer Vorfreude.
Bill Conolly war noch immer bewußtlos. Er lag auf dem Rücksitz und atmete ab und zu schwer auf.
Die Nacht war ziemlich hell. Ein blasser Halbmond und unzählige Sterne glitzerten am Himmel.
Wie eine schwarze Wand ragte das Fabrikgebäude aus der Dunkelheit. Der Wagen fuhr auf ein großes Eisentor zu, das sich durch einen fotoelektrischen Kontakt lautlos zur Seite bewegte.
Jorge steuerte den Volvo in eine Halle, drehte ihn wieder der Ausfahrt zu und stieg dann aus.
Die beiden Unsichtbaren folgten. Einer beugte sich noch mal in den Wagen, packte Bill Conollys Beine und zog den Reporter nach draußen.
Bevor Bill mit dem Hinterkopf aufschlagen konnte, fing der andere ihn auf.
»Schafft ihn in die Halle!« befahl Jorge. Durch eine schmale Tür gelangten sie in den großen Raum. Dr. Moron saß noch immer hinter seinem Pult. Mit zusammengekniffenen Augen sah er auf den in der

Luft schwebenden Bill Conolly.

Die anderen, noch sichtbaren Männer bildeten eine Gasse, durch die der Bewußtlose getragen wurde.

Dr. Moron stand auf. Durch eine versteckt angebrachte Tür betrat er den größeren Teil der Halle.

Die Männer hatten Bill inzwischen auf den Boden gelegt. Einer hatte einen Eimer Wasser geholt, den er soeben über dem Reporter auskippte.

Der Schwall klatschte Bill ins Gesicht.

Ein Teil des Wassers spritzte zur Seite und benetzte die Unsichtbaren.

Etwas Seltsames geschah. Die Körperteile, die mit dem Wasser in Berührung gekommen waren, wurden auf einmal sichtbar. Man sah den rechten Fuß eines Mannes und ein Stück Oberschenkel. Bei dem anderen war nur eine Hand zu erkennen. Es war ein makabres Bild.

Unwillkürlich wichen die sichtbaren Männer zurück, bis sie Dr. Morons Lachen einhalten ließ.

»Seid ihr denn Memmen? Ich habe euch doch ge…« Dr. Moron verstummte wie abgeschnitten. Seine Augen weiteten sich ungläubig. Fassungslos sah er auf den am Boden liegenden Bill Conolly. Erst jetzt konnte Dr. Moron den Mann richtig erkennen. Das Gesicht des verbrecherischen Wissenschaftlers lief blaurot an, wurde zur Grimasse.

»Ihr verdammten Idioten!« keifte er mit sich überschlagender Stimme. »Seid ihr denn des Teufels? Wißt ihr, wen ihr da mitgebracht habt?«

Dr. Moron ging langsam auf den zurückweichenden Jorge zu, in dessen Augen sich die nackte Angst stahl. »Wir haben – wir…«

»Ihr habt den Falschen erwischt!« brüllte Dr. Moron. »Das ist nicht Inspektor Sinclair.«

Die Männer erschraken. Sie wußten, was das bedeutete. Der Inspektor war jetzt gewarnt.

»Ich verlange eine Erklärung«, sagte Dr. Moron, der sich wieder einigermaßen beruhigt hatte.

Stockend und noch sichtlich unter dem Schock des Erlebten stehend, erzählte Jorge von der Entführung.

»Oh, ihr Idioten«, flüsterte Dr. Moron, »der andere, das war John Sinclair.«

Jorge senkte betreten den Kopf. »Und wer ist das?« fragte er.

»Ich weiß es nicht. Du«, Dr. Moron deutete auf einen der Männer, »gib mir seine Brieftasche.«

Der Angesprochene bückte sich und holte Bills Brieftasche hervor.

Dr. Moron riß sie ihm fast aus der Hand.

Hastig blätterte er die Papiere durch, bis er den Personalausweis gefunden hatte. Er steckte direkt neben dem Führerschein.

Dr. Moron las halblaut vor. »Bill Conolly!«

Der Wissenschaftler stutzte. Wo habe ich den Namen schon mal gehört? fragte er sich.

Plötzlich hellte sich sein Gesicht auf. Natürlich. Bill Conolly war Reporter und John Sinclairs bester Freund. Ein Mann, der fast immer in Sinclairs Begleitung war und der mit dem Inspektor schon manches gefährliche Abenteuer erlebt hatte.

Dr. Moron lachte glucksend. Dieser Reporter war ein wertvoller Trumpf in seinem Spiel. Fast so wertvoll wie der Inspektor selbst.

Dr. Moron steckte Bill die Brieftasche wieder in das nasse Jackett. Dann wandte er sich an die umstehenden Männer. »Ihr könnt gehen. Jorge wird euch die Unterkünfte zeigen. Schlaft, denn ich werde euch bald brauchen.«

Die Männer gingen. Die beiden Unsichtbaren, besser gesagt, die, von denen nur einige Körperteile zu sehen waren, bekamen von Jorge eine Wasserdusche. Minutenlang blickte Dr. Moron auf den regungslosen Bill Conolly. Schließlich wurde es ihm zu bunt.

Drei-, viermal schlug er Bill ins Gesicht.

»Ja, ja, ist schon gut«, knurrte der Reporter.

Dr. Moron sprang zurück. So reagierte kein Mensch, der eben erst aus einer Ohnmacht erwacht. Dieser Conolly mußte schon eine ganze Weile wieder wach gewesen sein und hatte alles mitangehört.

Das gab er auch gleich zu. »Interessantes Gespräch, was Sie gerade geführt haben, Mister… Wie war doch noch der Name?«

»Moron, Dr. Moron. Merken Sie ihn sich gut, Conolly. Denn ich werde derjenige sein, der Sie tötet.«

Bill setzte sich auf. »Das haben schon viele versucht. Oh, verdammt, mein Kopf. Ihre Brut hat ganz schön zugeschlagen, Doc. Na, das zahle ich Ihnen zurück.«

»Dazu wird es nicht mehr kommen, Mister Conolly. Sie haben nur noch eine Aufgabe.«

»Und die wäre?«

»Sie werden John Sinclair herlocken.«

»Aha. Und wer ist das, wenn ich fragen darf?«

Morons Gesicht verzerrte sich. »Tun Sie nicht so scheinheilig. Ich habe Sie lange genug beobachtet, um über Sie beide genau im Bilde zu sein.«

»Deshalb haben Sie mich auch durchsucht, nicht wahr?«

Bills Schnoddrigkeit verschlug Dr. Moron den Atem. Der Wissenschaftler wußte plötzlich, daß er es mit Männern zu tun hatte, die nicht so einfach zu besiegen waren.

»Wie möchten Sie denn sterben, Conolly? Langsam oder schnell?«

»Am liebsten überhaupt nicht.«

»Das wird leider nicht gehen. Sie werden jetzt Ihren Freund anrufen und sagen, er soll herkommen. Allein, verstehen Sie? Wenn nicht,

werden Sie ins Gras beißen.«

»Glauben Sie denn, daß mein Freund, wie Sie ihn so schön nennen, in diese Falle rennt?«

»Da bin ich ganz sicher.«

Bill zuckte mit den Schultern. »Ich könnte Sie zum Beispiel jetzt überwältigen, wegschaffen und in die Themse werfen. Kein Hahn würde nach Ihnen krähen.«

»Wenn Sie nur einen Arm heben, sind Sie tot«, erwiderte Moron gelassen.

Bill ahnte, daß hier ein verbrecherisches Genie vor ihm stand, daß dieser Mann in der Lage war, ganz London zu vernichten. Und er würde es auch tun. Man brauchte nur in Dr. Morons Augen zu sehen, um zu wissen, daß man einen gefährlichen Psychopathen vor sich hatte. Kein leichter Job, diesen Mann unschädlich zu machen. »Stehen Sie auf!« befahl Dr. Moron.

Bill erhob sich ächzend. In seinem Kopf drehte es sich, und es dauerte etwas, bis er die Nachwirkungen der Schläge verdaut hatte und wieder normal stehen konnte. Jorge, der schwarzhaarige Killer, betrat die Halle. Dr. Moron zeigte auf Bill Conolly. »Er wird John Sinclair anrufen. Aber vorher habe ich noch ein kleines Experiment vor. Paß du auf ihn auf, Jorge.«

Dr. Moron lächelte noch einmal zynisch und verschwand. Wenig später tauchte er hinter der großen Glasscheibe wieder auf. »Was soll das geben, wenn es fertig ist?« fragte Bill. Jorge gab keine Antwort. Stumm hielt er eine großkalibrige Pistole auf den Reporter gerichtet.

Durch einen Wink gab Dr. Moron Jorge zu verstehen, daß er zur Seite treten solle.

Jorge gehorchte grinsend. Er ahnte, was kommen würde. Dr. Moron öffnete eine Klappe in der Glaswand. Mißtrauisch beobachtete Bill, wie der Wissenschaftler nach einem fotoapparatähnlichen Gerät griff, das auf dem Schaltpult lag. Langsam führte Dr. Moron das Gerät an die Augen. Wie festgenagelt stand der Reporter auf dem Betonboden. Er hatte das Gefühl, das unbekannte Gerät würde immer größer werden, und plötzlich… »Sehen Sie an sich hinunter!« rief Dr. Moron. Bill senkte langsam den Kopf. Im selben Augenblick packte ihn das Entsetzen. Der untere Teil seines Körpers war verschwunden…

***

Wie lange John Sinclair geistig weggetreten war, wußte er nicht zu sagen. Auf jeden Fall summte es in seinem Kopf wie in einem Bienenhaus. Als John seine bleischweren Augenlider öffnete, stellte er fest, daß er neben seinem Bentley und halb in einer Öllache lag.

Die Tür des Wagens stand offen.

Ächzend zog sich John daran hoch. Sofort begann sich in seinem

Kopf ein Karussell zu drehen. John atmete tief durch, und nach einiger Zeit fühlte er sich wieder in Ordnung.

Den Überfall hatte kein Mensch bemerkt. Vielleicht hatte man ihn auch nicht sehen wollen. Das konnte man nie so genau sagen. John sah die Pistole, die er dem schwarzhaarigen Killer abgenommen hatte und die jetzt auf dem Boden lag. Der Inspektor nahm ein Taschentuch aus seiner Hosentasche, wickelte es um seinen Handteller und hob die Pistole auf. Mit dieser Waffe sollten sich die Experten im Yard beschäftigen. Vielleicht waren verwertbare Fingerabdrücke darauf.

Durch das Bücken begann wieder der Bienenschwarm in Johns Kopf zu summen.

»Verfluchter Mist«, knurrte der Inspektor, schloß den Bentley ab und ging mit leicht wankenden Schritten auf die Fahrstuhltür zu.

Wenig später betrat John sein Apartment. Er sah auf den zerbrochenen Spiegel und stieß einen lautlosen Fluch durch die Zähne. Das Ding war gar nicht mal so billig gewesen.

Dann wählte John die Nummer von Scotland Yard und ließ sich sofort mit der zuständigen Stelle verbinden. Mit knappen Sätzen erklärte er die Situation.

Man versprach, sofort zwei Männer vorbeizuschicken, die die Pistole abholten.

Johns Gedanken kreisten um Bill Conolly. Er war völlig sicher, daß die Entführung ihm, dem Inspektor, gegolten hatte. Jetzt hatten die Gangster den Falschen erwischt, der zudem noch wertlos für sie war. Was man mit solchen Personen anstellte, war bekannt. Meist fand man sie Tage später in der Themse. Das Telefon schrillte. Sheila, Bills Frau, war am Apparat. »Weißt du, wo mein Göttergatte steckt, John?« Lügen hatte keinen Sinn. Sheila hatte für so etwas einen Riecher. Also sagte John die Wahrheit.

»Mein Gott«, flüsterte die hübsche blonde Frau am anderen der Leitung. »Hört das denn nie auf? Er hat mir doch versprochen, sich nicht mehr in gefährliche Abenteuer einzumischen.«

»Bill trifft keine Schuld«, sagte John. »Es war einfach eine Verwechslung. Hör zu, Sheila, wenn die Männer merken, daß sie den Falschen erwischt haben, werden sie Bill ganz einfach wieder laufenlassen. Morgen früh ist er wieder da.«

John hatte versucht, so überzeugend zu sprechen, wie es ging. Trotzdem glaubte ihm Sheila Conolly nicht.

Schließlich hängte sie ein, nachdem John ihr das Versprechen gegeben hatte, sie auf dem laufenden zu halten.

Sekunden später schrillte die Türklingel. Die zwei Beamten vom Yard waren gekommen.

John gab ihnen die Waffe. »Ich möchte noch über die Ergebnisse Bescheid haben.«

»Wir tun, was in unseren Kräften steht, Sir.«
Nachdem die beiden verschwunden waren, nahm John eine heiße Dusche, um sich die letzten Nachwirkungen des K.o.-Schlages abzuspülen.
Er hatte sich kaum abfrottiert, da schrillte wieder das Telefon.
»Sinclair.«
»John, ich bin’s.«
Der Inspektor versteifte sich. »Mein Gott, Bill, was ist los? Rede! Was hat man mit dir gemacht?«
»Ich muß mich kurz fassen, John«, sagte der Reporter schnell. »Außerdem kann ich nicht so sprechen, wie ich will. Ich werde irgendwo gefangengehalten.«
John hörte im Hintergrund jemand flüstern.
Dann war wieder Bill Conolly dran. »Die Adresse ist… Nein, John, komm nicht. Es ist eine Falle. Die Unsichtbaren! Sie haben mich gekascht. Ihr Anführer ist Dr. Mo… Ahhh!«
Ein gurgelnder Aufschrei beendete das Gespräch. John hörte noch ein widerliches Klatschen, und dann wurde der Hörer aufgelegt.
Für Augenblicke stand John Sinclair da wie gelähmt. Seine Annahme hatte sich also bestätigt. Bill Conolly war in der Gewalt der Unsichtbaren. Aber wo hielt er sich auf? Wo war das Hauptquartier der Bande? Und wie hieß der Anführer? Dr. Mo…?
Das konnte alles bedeuten, aber man hatte immerhin einen Anhaltspunkt. Alles Weitere mußten die Computer erledigen.

***

Für John gab es jetzt kein Halten mehr. In Windeseile zog er sich an, steckte seine Waffe ein und fuhr nach unten. Niemand hielt ihn auf, als er sich in seinen Bentley schwang.
Während er die Tiefgarage verließ, rief er über Autotelefon den Yard an.
Er gab die ersten beiden Buchstaben des Namens der Computerabteilung an.
»Er ist höchstwahrscheinlich ein irrer Wissenschaftler«, fügte John noch hinzu.
»Also, konzentriert euch auf dieses Gebiet.«
John hängte den Hörer wieder in die Halterung und gab Gas. Er hatte es auf einmal schrecklich eilig…
»Dieser verdammte Bastard«, knurrte Jorge und blickte auf den am Boden liegenden Reporter. »Fünf Sekunden später, und er hätte dem Bullen alles verraten.«
Jorge steckte die Pistole, mit der er zugeschlagen hatte, wieder ein. Wütend gab er Bill noch einen Tritt in die Seite. Als er zum zweitenmal ausholte, hielt ihn Dr. Moron zurück.

»Laß das. Wir haben jetzt andere Sachen vor. Der stört uns nicht mehr. Ich habe inzwischen schon umdisponiert. Ich glaube, ich war bisher nicht hart genug. Das soll sich jetzt ändern.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte Jorge.

»Später. Schaff erst den Kerl weg.«

Bill Conolly war nicht bewußtlos. Er hatte jedes Wort verstanden. Wenn ihn auch die Schmerzen plagten, die intervallweise in seinen Schädel strömten, so arbeitete sein Verstand doch klar und präzise.

Jorge bückte sich und warf sich den Reporter über die Schulter. Für einen Moment roch Bill den heißen Atem des Killers. Er ekelte sich.

Jorge schaffte den Reporter in einen Kellerraum, der unter der eigentlichen Fabrikhalle lag. Es war ein unheimliches Bild, als der Mann mit Bill Conolly losmarschierte, von dem nur der Oberkörper zu sehen war, denn die Beine und ein Stück der Hüfte waren verschwunden.

Jorge ließ Bill kurzerhand auf den Boden fallen. Der Aufprall dröhnte dem Reporter bis in den letzten Knochen. Wieder tanzten Sterne vor seinen Augen.

Bill hörte, wie die Tür abgeschlossen wurde, und dann umgab ihn Stille.

Minutenlang ruhte sich Bill Conolly aus. Erst nachdem sich sein Körper wieder erholt hatte, versuchte er, vorsichtig auf die Knie zu kommen.

Es ging besser, als er gedacht hatte.

Bill griff in seine Jackentasche und fand ein Feuerzeug. Er schnippte es an, und die kleine Flamme erhellte flackernd die Dunkelheit.

Wieder erschrak Bill Conolly, als er an sich hinabblickte. Sich selbst ohne Beine zu sehen, schockierte ihn immer wieder aufs neue.

Und dabei konnte er gehen wie ein normaler Mensch!

Welche Strahlen hatte dieser Satan erfunden, und welch eine Macht lag nun in seinen Händen!

Der Reporter untersuchte sein Gefängnis. Es war ein rechteckiger Kellerraum, nicht allzu groß und mit zwei Fenstern ausgestattet, die durch faustdicke Eisengitter gesichert waren. An der einen Kellerseite liefen drei Rohre von der Decke nach unten und verschwanden im Boden. Die Tür war aus Metall und absolut ausbruchssicher, falls man kein Werkzeug besaß.

Bill schluckte. Er hatte sich in eine verdammte Lage hineinmanövriert. Im Augenblick sah er keinen Ausweg.

Der Reporter fand noch drei Zigaretten in einer verknautschten Schachtel. Er zündete sich ein Stäbchen an und rauchte. Dann begann er, seine Lage zu überdenken.

Plötzlich zuckte Bill zusammen.

Er hatte Stimmen gehört.

Der Reporter erhob sich aus seiner sitzenden Stellung und lauschte angestrengt.

Kein Zweifel, er hatte sich nicht getäuscht. Die Stimmen kamen von oben.

Aber wieso konnte er sie hören?

Die Rohre fielen dem Reporter ein. Das mußte die Lösung sein. Die Dinger waren aus Metall und gute Schalleiter.

Die Fenster des Kellers lagen zu ebener Erde, und es fiel genügend Mondlicht in den Raum, um die Umrisse der Rohre erkennen zu lassen.

Bill Conolly preßte sein Ohr gegen die Rohre und lauschte. Was er zu hören bekam, war erschreckend und beängstigend zugleich.

Dr. Moron war dabei, sein Vorhaben für den nächsten Tag bekanntzugeben.

Es war ein mörderischer Plan.

Deutlich hörte Bill die Stimme des verbrecherischen Wissenschaftlers.

»Man nimmt uns noch nicht ernst genug«, rief Dr. Moron. »Und deshalb werden wir noch ein Exempel statuieren. Heute morgen fährt um sechs Uhr der Schottland-Express von London nach Glasgow. Ihr werdet unter den Reisenden sein, aber unsichtbar. Als einzig Sichtbarer wird Jorge mit von der Partie sein. Er erhält über Sprechfunk meine Befehle. Zwischen Leeds und Newcastle wird der Zug entgleisen. Es wird Tote geben. Tote, die die Welt aufrütteln. Und dann sind wir an der Reihe. So, nun zu den Einzelheiten.«

Dr. Moron senkte seine Stimme, so daß Bill nichts mehr hören konnte. Aber er hatte auch so schon genug mitbekommen. Ein ungeheurer Massenmord war geplant, und er allein wußte als Außenstehender davon.

Bill Conolly stockte der Atem. Verzweifelt umfaßte er seinen Kopf. Tränen der Hilflosigkeit, der Wut traten in seine Augen. Er mußte unter allen Umständen den Plan durchkreuzen. Der Zug durfte nicht abfahren.

Aber wie sollte er aus diesem verdammten Gefängnis herauskommen? Die Wände und die Tür waren zu dick. Durch die Kellerfenster konnte er sich nicht zwängen. Die Stäbe standen viel zu dicht beieinander.

Probehalber umklammerte Bill sie mit beiden Fäusten, versuchte, sie aus ihrem Fundament zu reißen.

Zwecklos. Sie saßen zu fest.

Bill Conolly blickte auf seine Uhr. Fast Mitternacht.

Noch sechs Stunden bis zur Abfahrt des Schottland-Express. Sechs Stunden Galgenfrist…

Die Zeit tropfte dahin. Langsam und doch viel zu schnell, wie es Bill Conolly erschien.

Unruhig ging er in seinem Gefängnis auf und ab. Sein Gehirn arbeitete fieberhaft. Fluchtgedanken, nur dieses Thema beschäftigte ihn. Er hatte schon mehrmals versucht, die Gitterstäbe durchzubiegen. Doch ohne Erfolg.

Stunde um Stunde verging. Und mit jeder Minute wurde die innere Unruhe quälender. Hier zu sitzen und zur Untätigkeit verdammt zu sein, ging fast über seine Kräfte.

Er mußte einfach etwas tun.

Mit beiden Fäusten hämmerte er verbissen gegen die stabile Tür. Sie gab nicht nach, hing fest in ihrer Verankerung.

Resigniert wischte sich Bill den kalten Schweiß von der Stirn. Auf einmal kam ihm alles sinnlos vor.

Der Reporter hockte sich in eine Ecke und brütete dumpf vor sich hin.

Wie lange er so gesessen hatte, wußte er nicht zu sagen. Auf jeden Fall drangen plötzlich Stimmen an seine Ohren.

Sie kamen von draußen, nicht wie vor einigen Stunden von oben.

Bill stellte sich auf die Zehenspitzen und preßte sein Gesicht gegen die Gitterstäbe.

Er vernahm Schritte, hörte Männer, die sich halblaut unterhielten, doch sehen konnte er nichts.

Natürlich, sie waren unsichtbar.

Bill trat von dem Fenster zurück und blickte auf seine Uhr.

Vier Uhr morgens.

In zwei Stunden fuhr der Zug ab. Dann war das Unglück nicht mehr aufzuhalten.

Die Stimmen wurden leiser und waren schließlich gar nicht mehr zu hören.

Wenig später brummten zwei Automotoren auf.

Die Unsichtbaren hatten sich in Bewegung gesetzt.

Bill ballte die Fäuste. Mehr denn je kam ihm seine aussichtslose Situation zum Bewußtsein. Was hatten sie mit einem lästigen Zeugen wie ihm vor?

Es gab nur eine Möglichkeit. Abknallen.

Aber noch lebte er. Bill schwor sich, bis zum letzten zu kämpfen.

Wieder hörte Bill Männerstimmen. Diesmal kamen sie jedoch aus dem Innern der Fabrikhalle.

Die Stimmen näherten sich seiner Gefängnistür.

Bill spannte die Muskeln.

»Ein feuchtes Grab in der Themse bekommt nicht jeder«, hörte er jemanden sagen.

Ein anderer lachte.

Bill sah seine Ahnung bestätigt. Sie wollten ihn also umlegen.

Die Tür wurde aufgeschlossen. Zwei starke Taschenlampen warfen

ihre hellen Lichtfinger in das Verlies.
Bill kniff die Augen zusammen, um nicht geblendet zu werden.
»Los, komm raus, Kamerad, jetzt gibt es eine Freifahrt in die Hölle. Aber keine Tricks, sonst pumpen wir dich schon gleich voll Blei.«
Bill Conolly hielt seine Hände vor das Gesicht, während er nach draußen in den Gang trat.
Die Kerle dirigierten ihn in die große Fabrikhalle. Unterwegs sprachen sie kein Wort.
Bill mußte sich unter eine der Duschen stellen.
Sekunden später prasselten die Wasserstrahlen auf ihn nieder. Tausende von Tropfen glitzerten im Licht der beiden Scheinwerfer.
»Da ist ja unser Junge wieder«, sagte einer der Killer.
Aus schmalen Augenschlitzen sah Bill an sich hinab. Tatsächlich. Wie durch Zauberei erschienen seine Beine wieder.
»Umdrehen!« befahl eine harte Stimme.
Bill gehorchte. Er wurde sicherheitshalber noch nach Waffen abgeklopft, ehe ihn die Männer nach draußen führten.
In dicken Schwaden lag der Morgennebel über dem Land. Bill kam sich vor wie in einer Waschküche. Er hatte Nebel bisher noch nie gemocht, vielleicht war er diesmal jedoch sein Lebensretter.
Die herrschende Kühle traf den pudelnassen Reporter wie ein Schock.
Unwillkürlich klapperten seine Zähne aufeinander. Eine Lungenentzündung war bestimmt fällig. Komisch, welche Gedanken einem durch den Kopf gehen, dachte Bill.
»Geh immer geradeaus«, sagte hinter ihm eine Stimme. »Und schön langsam, damit wir dich gut im Auge behalten können.«
Bill setzte sich in Bewegung. Er wandte halb den Kopf und sah die beiden Lichtkreise der Taschenlampen nur als verwaschene Flecken.
Mechanisch setzte der Reporter einen Fuß vor den anderen. Unter seinen Füßen gluckste es.
Sumpf oder Flußgegend, rekapitulierte der Reporter.
Die zweite Möglichkeit war richtig. Je mehr sie sich dem Themseufer näherten, um so dichter wurde der Nebel. Wie ein grauweißer Schwamm vermischte er sich mit der Dunkelheit.
Hinter Bill fluchten die beiden Männer. Sie schienen sich auch über das Wetter aufzuregen.
Die beiden trugen Pistolen. Bill hatte die Waffen kurz gesehen, als er unter der Dusche gestanden hatte.
Das Gelände wurde abschüssig. Die Männer hatten Mühe, auf dem glitschigen Boden nicht auszurutschen.
Und das war Bills Chance.
Urplötzlich ließ er sich fallen. Mit dem Bauch zuerst kam er auf, schlug noch eine Rolle und rutschte den Hang hinab.
Kurz hintereinander blafften in seinem Rücken die Pistolen auf.

Sengend heiß strich das Blei über seinen Kopf hinweg.
Bill wollte seinen Fall bremsen, doch es gelang ihm nicht. Mit dem Kopf voran rutschte er dem Flußufer zu.
Wieder schossen die Gangster.
Etwa zwei Yards von Bill entfernt klatschten die Kugeln in das Erdreich.
»Du rechts, ich links«, hörte er eine dumpfe Stimme. »Wir nehmen das Schwein in die Zange.«
Jetzt wurde es böse für den Reporter. Wenn die Kerle genügend Munition bei sich hatten, konnten sie ihn abknallen wie einen Hasen.
Plötzlich hatte Bills Rutschfahrt ein Ende. Seine Fingerspitzen wühlten im Kies. Wasser schwappte glucksend über seine Handrücken.
Bill warf sich sofort auf die Seite, seine Augen starrten in die milchige Dunkelheit.
Die verwaschenen Lichtkreise der beiden Taschenlampen kamen bedrohlich näher. Es war höchstens eine Frage von Sekunden, dann mußten die Männer über ihn stolpern.
Bill blieb nur noch eine Flucht nach vorn.
Behutsam glitt er in das eiskalte Wasser der Themse. Mit den Beinen zuerst.
Und da hatten sie ihn.
Schemengleich huschte der Lichtstrahl über seinen Kopf hinweg.
»Ich hab’ ihn, Petey!« schrie eine Stimme.
Einen Herzschlag später peitschten die Schüsse auf. Rasend schnell fuhren die Kugeln aus dem Magazin. Bill drehte sich verzweifelt um seine eigene Achse.
Neben ihm spritzte der Kies hoch, knallte gegen sein Gesicht – und…
Ein mörderischer Schlag traf seine Schulter.
Bills Schrei ging in einem Gurgeln unter, als der Reporter in die kalten Fluten tauchte.
Mit einer verzweifelten Beinbewegung stieß er sich ab zur Mitte des Flusses.
Jetzt nahm ihn der andere Kerl unter Feuer.
Zum Glück lagen die Kugeln schlecht. Eine Armlänge neben Bill peitschten sie die Wasseroberfläche auf.
Bill wollte vorwärts schwimmen und merkte auf einmal, daß er seinen linken Arm nicht mehr bewegen konnte.
Ein heißer Schreck durchzuckte den Reporter. Die Kugel mußte irgendeinen Nervenstrang getroffen haben.
Zu dieser Verletzung kam noch der Luftmangel. Bill mußte auftauchen.
Zwei, drei Beinbewegungen brachten ihn an die Oberfläche.
Gierig schnappte er nach Luft.
Am Ufer hörte er das Schreien der beiden Gangster. Bill war schon zu

weit entfernt, als daß sie ihn in diesem Nebel hätten sehen können.
Doch die Killer gaben nicht auf. Immer wieder jagten sie das Blei auf die Wasseroberfläche. Munition mußten sie genug haben.
Bill holte noch einmal tief Luft und tauchte. Unter Wasser schwamm er in die entgegengesetzte Richtung, weg von der Fabrik.
Länger als eine Minute konnte es der Reporter nicht aushalten. Dann mußte er wieder auftauchen.
Da er nur die Beine bewegen konnte, hatte er nicht viel geschafft. Er zuckte zusammen, als dicht neben ihm eine Kugel ins Wasser klatschte.
Bill legte sich auf den Rücken, hielt den verletzten Arm steif an seinen Körper gepreßt und schwamm, so gut es ging, weiter.
Schon nach wenigen Minuten spürte er die Kälte, die wie tausend Nadeln in seinen Körper stach. Unwillkürlich mußte Bill Conolly an sein letztes Abenteuer denken, als man ihn in einen mit Wasser gefüllten Kohlenschacht geworfen hatte.
Längst war seine Kleidung schwer wie Blei. Bill merkte, wie ihn langsam die Kräfte verließen.
Er mußte ans Ufer.
Zum Glück gab es in diesem Teil der Themse keine allzu große Strömung. Es gelang dem Reporter schon beim ersten Versuch, das Ufer zu erreichen.
Minutenlang blieb er völlig ausgepumpt liegen. Von seinen den Verfolgern war nichts mehr zu sehen und zu hören. Keuchend überwand Bill Conolly die Uferböschung. Es war ein schwieriges Unterfangen, da er ja nur einen Arm gebrauchen konnte. Doch Bill schaffte es.
Noch immer lag die Dunkelheit über dem Land, und noch immer wußte der Reporter nicht, wo er sich befand.
Er marschierte aufs Geratewohl los. In der Hoffnung, irgendein Dorf oder eine Farm zu finden.
Wie ein Roboter setzte er einen Fuß vor den anderen. Mechanisch, nur von dem Gedanken beseelt, Hilfe zu holen.
Irgendwann drang das Gekläff eines Hundes an seine Ohren.
Wo ein Hund ist, da sind auch Menschen!
Hoffnung keimte in Bill auf.
Er ging schneller, paßte nicht auf und fiel hin. Hart knallte er auf den Boden.
Wie glühende Lava schoß der Schmerz durch seinen verletzten Arm.
Verbissen rappelte sich Bill hoch. Weiter, nur nicht schlapp machen.
Das Gebell wurde lauter, und dann tauchte der Umriß eines spitzgiebeligen Gebäudes vor ihm auf.
Jetzt hatte er es geschafft.
Im selben Moment drang eine harte Männerstimme an seine Ohren.

»Stehenbleiben! Oder ich füttere Sie mit Schrot.«

»Ich…«, keuchte Bill und streckte den unverletzten Arm aus, als er einen Mann auf sich zukommen sah.

Das war aber auch schon alles. Bill merkte, wie sich auf einmal die Welt um ihn herum drehte und er zu Boden fiel. Er hörte noch, wie jemand schrie: »Der ist ja verletzt«, und dann nichts mehr.

Hilfreiche Hände trugen den Reporter in das Haus und legten ihn auf eine bequeme Couch.

Erst jetzt kam Bill wieder zu sich. Er blickte in ein faltendurchfurchtes Gesicht, das ihn besorgt musterte.

»Vielen Dank, Mister«, flüsterte Bill. »Sagen Sie mir, haben Sie Telefon?«

»Ja.«

»Gott sei Dank. Ich – ich muß sofort telefonieren.«

»Langsam, langsam. Erst mal ruhen Sie sich aus. Ich werde Ihre Verletzung provisorisch verbinden und dann einen Arzt holen.«

»Später, Mister, später. Ich muß wirklich telefonieren. Es geht um Leben und Tod.« Bill richtete sich auf. »Wie spät ist es eigentlich genau?«

Bills Retter zog eine flache Uhr aus seiner Westentasche. »Genau acht Minuten nach sechs.«

»Um Himmels willen«, rief Bill, »dann ist alles zu spät!« Der Mann blickte den Reporter nur verständnislos an.

***

Wütend starrten die beiden Killer in den grauweißen Nebel. Ihr Opfer war entkommen, und was das bedeutete, konnten sie sich an zwei Fingern abzählen.

Dr. Moron würde sie fertigmachen. Gnadenlos. Petey, ein hohlwangiger Bursche mit dunklem Bartschatten, sah seinen Kumpan aus zusammengezogenen Augenschlitzen an. »Was sagen wir denn, Burt?«

Burt zuckte mit den Schultern. »Wir haben unseren Auftrag natürlich ausgeführt.«

Petey grinste. »Das gleiche wollte ich auch vorschlagen. Vielleicht säuft der Kerl ab, und alle Aufregung war umsonst.«

»Genau.« Burt stampfte los. Ächzend erklomm er die Uferböschung. Petey hielt sich fluchend hinter ihm.

»Schiefgehen kann sowieso nichts mehr«, meinte er keuchend. »Außerdem sind wir so stark, daß keine Armee der Welt uns aufhalten kann. Wer kämpft schon gegen Unsichtbare?«

Die beiden Killer lachten. Doch ihre Heiterkeit klang gekünstelt. Tief in ihrem Innern glaubten sie selbst nicht an die Worte.

Dr. Moron erwartete die beiden Killer hinter seinem Schaltpult.

Bedächtig nahm er die dunkelgetönte Brille ab, als die Männer eintraten. Gletscherkalte Augen wurden sichtbar, aus denen er Petey und Burt scharf fixierte. »Nun?«

Mehr sagte der Wissenschaftler nicht. Aber schon dieses Wort reichte, um die beiden Killer zusammenzucken zu lassen.

»Es ist alles in Ordnung«, haspelte Petey schnell. »Der Kerl liegt in der Themse, mit mindestens fünf Kugeln im Balg. Das überlebt der nie.«

Dr. Moron nickte. »Gut, dann wäre dieses Problem auch aus der Welt geschafft.«

Die beiden Killer atmeten auf. Nie hätten sie gedacht, daß alles so glatt verlaufen würde.

»Nun zu unseren weiteren Plänen«, sagte Dr. Moron. »Neun Leute sind unterwegs zur Londoner Central Station. Sie werden am Hauptbahnhof in den Glasgow Expreß einsteigen. Jorge und Ken Silver sind als einzige sichtbar, da die beiden die Wagen fahren mußten. Die anderen werden als blinde Passagiere mitfahren und auf meine Befehle warten, die ich per Funk geben werde. Ihr beide bleibt hier zu meinem persönlichen Schutz. Sollte irgend jemand in die Nähe der Fabrik kommen, jagt ihn weg. Egal wie.«

Petey und Burt nickten.

Gelassen zündete sich Dr. Moron ein Zigarillo an. Über die zerfasernden Rauchringe hinweg blickte er seine beiden Kreaturen an.

»Wenn die Sache mit dem Zug erledigt ist, wird hier in England der Teufel los sein. Und dann werden wir gemeinsam versuchen, diesen verdammten Sinclair zu schnappen.« Dr. Moron machte eine Kunstpause und sah den blaugrauen Qualmwolken nach. »Dieser Mann ist nämlich wirklich gefährlich«, sagte er leise.

***

Bei Scotland Yard herrschte Hochalarm!

Der Krisenstab war zusammengetreten. John Sinclairs Bericht hatte wie eine Bombe eingeschlagen.

Noch wußte nur ein kleiner ausgewählter Kreis von den schrecklichen Ereignissen, die auf das Land zukommen konnten, aber wenn erst die Bevölkerung davon Wind bekam, war eine Panik nicht mehr zu stoppen.

Dazu durfte es erst gar nicht kommen.

Die Computer in der ID-Abteilung arbeiteten auf Hochtouren. Johns Angaben wurden kontrolliert, verglichen und ausgewertet.

Wenige Minuten vor vier Uhr morgens lagen die Ergebnisse auf dem Tisch.

Vier der ranghöchsten Beamten des Yards hatten sich in einem abhörsicheren und schalldichten Konferenzraum versammelt. Die

Leitung hatte Superintendent Powell. Zu seiner Rechten saß John Sinclair.

Der Inspektor hatte dunkle Bartschatten im Gesicht. Ein von Kippen überquellender Aschenbecher stand vor ihm. John hatte sein Jackett ausgezogen und die Ärmel des modernen Hemdes hochgekrempelt. Er sah müde aus, doch seine Augen blickten klar und scharf wie immer.

Superintendent Powell ging es nicht besser. Die Hiobsbotschaft war ihm auf seinen sowieso schon angegriffenen Magen geschlagen. Eine Karaffe mit Wasser und eine Packung mit Magentabletten standen vor ihm. Scotland Yard hatte schon Vorsorge getroffen. Sämtliche Polizeireviere in Groß-London waren gewarnt. Banken und öffentliche Gebäude standen unter unauffälligem Schutz. Allerdings wußten die Beamten nicht, um was es ging. Man hatte von geplanten Anschlägen irischer Terrororganisationen gesprochen.

Die herausgefundenen Ergebnisse waren in einem dünnen Schnellhefter gesammelt worden. Langsam blätterte Superintendent Powell die Seiten durch.

Die anderen Männer sahen ihn gespannt an.

Schließlich räusperte sich Powell und sagte: »Unsere Identifizierungsabteilung hat, wie mir scheint, ein kleines Wunder vollbracht. Aus Ihren Angaben, Inspektor, haben sie herausgefunden, daß es sich bei diesem Wissenschaftler nur um einen gewissen Dr. Moron handeln kann. Dr. Moron ist britischer Staatsangehöriger, hat aber jahrelang in Australien gelebt. Dr. Moron ist im Alter von sechs Jahren aus Argentinien mit seinen Eltern nach England eingewandert und hat auch hier studiert, bevor er nach Australien ging. Wir haben sogar seine Fingerabdrücke in der Kartei. Sie wurden ihm damals abgenommen, als er auswanderte.«

»Ist der jetzige Wohnort bekannt?« wollte einer der Beamten wissen.

»Nein.«

»Aber er befindet sich in England?«

»Natürlich«, sagte John Sinclair. »Schließlich hat er ja den Auftrag gegeben, mich umbringen zu lassen.«

»Aber die Adresse müßte doch herauszubekommen sein«, meinte der Beamte.

John lächelte schmal. »Sicher können wir das. Angemeldet haben wird er sich ja nicht. Und deshalb wird es einige Zeit dauern, bis wir seine Adresse herausbekommen. Und Zeit ist das einzige, was wir im Augenblick nicht haben.«

Die Diskussion der Männer zog sich noch einige Zeit hin. John erinnerte auch an Bill Conolly, der ja von den Unsichtbaren entführt worden war.

Der Inspektor hatte kaum ausgesprochen, da summte das auf dem Tisch stehende grüne Telefon.

Superintendent Powell hob ab. Er lauschte einige Sekunden und gab den Hörer dann an John Sinclair weiter.

»Sinclair.«

»Bill hier. Hör zu, John, ich habe nicht viel Zeit.« Mit einem kurzen Druck auf den Knopf schaltete John die Sprechanlage ein, die mit dem Telefon verbunden war. Jetzt war Bills Stimme im gesamten Raum zu hören.

»Ich bin den verdammten Ballern entkommen«, keuchte der Reporter.

»Augenblicklich befinde ich mich auf einer Farm östlich von London. Die Farm gehört noch zu dem Ort Erith. Hier in der Nähe liegt auch der Schlupfwinkel von Moron und Genossen. Aber das ist jetzt Nebensache. Wichtig ist folgendes: Die Unsichtbaren befinden sich in dem Glasgow Expreß. Sie wollen ein Exempel statuieren und den Zug entgleisen lassen oder irgend etwas anderes anstellen. John, du mußt sofort los.«

»Okay, Bill«, rief der Inspektor. »Wann fährt der Zug ab?«

»Er ist schon weg. Um sechs Uhr ist er aus London abgefahren. Es gibt nur eine Möglichkeit: Du mußt ihn vor Birmingham stoppen. Sie wollen zwischen Birmingham und York ihren Plan durchführen. Und noch etwas, die Unsichtbaren kannst du mit Wasser bekämpfen. Das wäre alles, John. Hinterher kannst du dir Dr. Moron schnappen. Ich – verdammt… Ah…«

»Was ist mit dir, Bill?« schrie der Inspektor. »Nichts. Die Schweine haben mir in den Arm geschossen. Wäre bald schiefgegangen. Zum Glück ist der Arzt schon unterwegs. Also, John, mach's gut.« Damit hängte Bill Conolly ein.

Die übrigen Männer sahen sich entsetzt an. In den Augen stand der Schrecken zu lesen.

Superintendent Powell faßte sich als erster. »Was schlagen Sie vor, Inspektor?«

»Auf keinen Fall eine Großaktion. Die Gangster wären gewarnt und würden in ihrer Panik etwas machen, was wir unter keinen Umständen verantworten könnten. Ich werde die Sache allein durchstehen. Sollte ich Erfolg haben, sind Sie an der Reihe.«

Superintendent Powell räusperte sich. »Ihre Meinung, Gentlemen?«

Die Herren waren einverstanden.

John stand auf und zog sein Jackett an. »Dann brauche ich jetzt einen Hubschrauber. Ich werde in Birmingham zusteigen.«

***

Schrill gellte die Pfeife des Fahrdienstleiters auf. Die letzten Türen knallten zu, und der Glasgow Expreß verließ langsam die Halle des Londoner Bahnhofs.

Dreiundsechzig Reisende befanden sich in dem Zug. Unter ihnen

waren auch Jorge und Ken Silver. Dazu kamen noch sieben Unsichtbare, deren Ziel es war, auf einen bestimmten Befehl hin eine Katastrophe auszulösen.

Langsam ging Jorge, der schwarzhaarige Killer, durch die Wagen. Er warf nur jeweils einen kurzen Blick in die Abteile, um sich zu überzeugen, daß auch keine Polizisten, die ihn von früher her kannten, in dem Zug waren.

Das war nicht der Fall.

Zufrieden kehrte Jorge in das Abteil zurück, das er für sich und Ken Silver reserviert hatte.

»Alles klar?« fragte Ken.

Jorge nickte.

Silver grinste. Er war ein vierschrötiger Kerl mit einer breiten Nase und hochstehenden Wangenknochen. Er war von Natur aus sehr schweigsam. Er hatte auch damals kein Wort gesagt, als man ihn wegen zweifachen Mordes zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt hatte. Silver galt als Einzelgänger und als besonders brutal. Deshalb hatte Dr. Moron ihn auch für den Job ausgesucht.

Der Schaffner kam.

»Die Fahrkarten, bitte.«

Jorge und Ken Silver griffen in die Tasche. Sie hatten sich ihre Fahrausweise kurz vor der Fahrt besorgt.

Der Schaffner überprüfte die Karten genau, warf den Männern noch einen mißtrauischen Blick zu und verließ das Abteil.

»Ob er etwas gemerkt hat?« fragte Ken Silver.

»Unsinn«, knurrte Jorge. »Vielleicht hat ihm nur dein Gesicht nicht gefallen.«

Silver gab keine Antwort, sondern brütete weiter dumpf vor sich hin.

Er hatte ein komisches Gefühl. Schließlich waren er und seine Kumpane aus dem Zuchthaus befreit worden, und jeder Polizist auf der Insel kannte bestimmt ihre Namen. Silver wünschte sich, wieder unsichtbar zu sein.

Nach einer Weile stand Jorge auf. »Ich geh’ mal zu den anderen«, sagte er.

Die anderen – das waren die Unsichtbaren. Sie hatten sich in einem der beiden Postwagen versteckt. Und zwar in dem, wo keine Beamten arbeiteten. Dieser Wagen beförderte nur Pakete. Briefe und Päckchen wurden in dem anderen sortiert.

Jorge hatte den Gepäckwagen erreicht. Durch die Scheibe warf er einen Blick nach innen.

In der einen Hälfte des Wagens stapelten sich die Pakete. Die andere Hälfte war leer, das jedenfalls mußte man annehmen. In Wirklichkeit befanden sich dort die Unsichtbaren und warteten auf ihren Einsatz.

Vorsichtig zog Jorge die Tür auf.

Vom Nebenwagen her drangen Stimmen an seine Ohren. Dort waren die Postbeamten bereits bei der Arbeit.

»Alles in Ordnung?« fragte Jorge. Er brauchte sich gar nicht zu bemühen, leise zu sprechen, denn das Rattern der Räder übertönte fast jedes Geräusch.

»Sicher ist alles klar«, wurde ihm geantwortet. »Das einzige, was uns fehlt, ist Whisky.«

»Morgen könnt ihr in Alkohol baden«, erwiderte Jorge. »Verhaltet euch noch einige Stunden ruhig. Ich komme vorbei, wenn es soweit ist.«

Mit diesen Worten verschwand Jorge wieder nach draußen.

Er hatte gerade die Tür zugezogen, als plötzlich der Schaffner von vorhin neben ihm stand.

»Waren Sie da drin?« fragte der Beamte und zeigte mit dein Daumen auf den Gepäckwagen.

Jorge musterte den Uniformierten verächtlich. »Was sollte ich für ein Interesse daran haben? Aber damit Sie beruhigt sind, ich habe mir nur mal den Zug angesehen. Zufrieden?«

»Sicher, Sir.«

Jorge verschwand wieder in Richtung Abteil. Als er eintrat, schlief Ken Silver.

Er wurde durch das Schlagen der Tür aufgeschreckt.

»Und?«

»Alles klar. Die Jungs warten auf den Einsatz.«

Sie flogen der Morgendämmerung entgegen.

Fern im Osten ging gleich einem riesigen Feuerball die Sonne auf und verscheuchte die Dunkelheit der Nacht. Ein herrlicher Spätherbsttag kündigte sich an.

Der Pilot verstand sein Handwerk. Er war einer der besten beim Yard und beherrschte den Hubschrauber wie manche Ehefrau ihren Mann. Fast lässig saß der Mann in seinem Ledersitz. All seine Bewegungen sahen spielerisch leicht aus.

Anders John Sinclair, der auf dem Kopilotensitz Platz genommen hatte.

Das Gesicht des Inspektors war so ernst wie selten. Tausend Gedanken durchstreiften seinen Kopf. Dieser verdammte Fall hatte es in sich. Er war anders gelagert als die Fälle in der Vergangenheit. Diesmal gab es keine Vampire, Dämonen oder Schrumpfköpfe. Hier hatte John es mit knallharten Gangstern zu tun, die durch die Hand eines Satans in Menschengestalt zu unsichtbaren Mordmarionetten umfunktioniert worden waren.

Der Pilot wandte seinen Kopf. John sah eine Reihe schneeweißer Zähne blitzen.

»Wir sind gleich da, Inspektor. Dort unten sind schon die ersten

Vororte von Birmingham.«

John blickte durch das breite Seitenfenster in die Tiefe. Es war inzwischen hell geworden. John sah auf den Straßen Autoschlangen dahinkriechen. Der Berufsverkehr war in vollem Gang. Fabriken, Industriebetriebe und Wohnsiedlungen huschten unter ihnen hinweg.

»Können wir in der Nähe des Bahnhofs landen?« rief John gegen den von den Motoren verursachten Lärm an.

»Sicher. Auf dem Parkplatz der Post ist immer Platz. Die Kameraden wissen bereits Bescheid. Ich habe mich per Funk mit ihnen in Verbindung gesetzt. Aber sagen Sie mal, Inspektor, worum geht es eigentlich?«

Johns Gesicht blieb weiterhin ernst, als er antwortete: »Das darf ich Ihnen leider nicht sagen. Nur soviel sei erwähnt: Drücken Sie mir die Daumen.«

»Mach' ich.« Der Pilot grinste jungenhaft.

Dann zog er den Hubschrauber in einer sanften Kurve nach unten. John sah ein höheres, rechteckiges, graues Gebäude auftauchen. Das Postgebäude.

Der Pilot umrundete es einmal und setzte dann auf dem Hof zur Landung an.

Einige Männer, die dort unten arbeiteten, liefen erschreckt zur Seite.

Wie eine riesige Libelle senkte sich der Hubschrauber auf den Hof. Es gab einen sanften Ruck, und dann stand er.

John nickte dem Piloten zu. »Vielen Dank für die prompte Bedienung. Wenn alles ausgestanden ist, genehmigen wir uns einen Schluck.«

»Das soll ein Wort sein.«

John sprang aus dem Hubschrauber und lief gebückt unter den noch immer kreisenden Rotorblättern hinweg. Der Luftzug wirbelte seine Haare durcheinander.

Ein älterer Mann in der Uniform eines Bahnpolizisten kam John entgegen.

»Inspektor Sinclair?«

»Ja.« John zückte sicherheitshalber seinen Ausweis.

Der Mann prüfte ihn und gab ihn John zurück. »Darf ich Sie jetzt bitten, mitzukommen.« Der Mann sah auf die Uhr. »Wir haben nicht mehr viel Zeit. Der Glasgow Expreß läuft in zehn Minuten hier ein.«

Durch einen unterirdischen Gang, der in der Regel nur für den Transport von Paketwagen gedacht war, führte der Bahnbeamte John auf den Bahnsteig und verabschiedete sich mit einem kräftigen Händedruck.

Inspektor Sinclair sah sich um, ließ die Atmosphäre des Bahnhofes auf sich einwirken.

Auf dem Bahnsteig, an dem der Glasgow Expreß hielt, standen etwa

dreißig Menschen. Noch immer kamen Reisende, die den Zug mitbekommen wollten.

John preßte die Lippen zusammen. Der Glasgow Expreß war fast immer voll besetzt. Das würde seine Aufgabe nicht gerade erleichtern.

Der Inspektor warf einen Blick zu der großen Normaluhr. Noch drei Minuten bis zur Einfahrt des Zuges.

John zündete sich eine Zigarette an. Seine Nerven vibrierten. So ging es ihm immer, wenn er kurz vor einem entscheidenden Schlag stand. Hinterher war er dann die Ruhe selbst.

Schon kam die Lautsprecheransage durch. Es hieß, der Expreß habe fünf Minuten Verspätung.

John trat die Zigarette aus. Noch einmal ging er alle Möglichkeiten durch. Es bestand die Gefahr, daß man ihn erkannte. Aber das Risiko mußte er auf sich nehmen. Man hatte auch die Möglichkeit in Erwägung gezogen, den Zug räumen zu lassen, sie aber auf Johns Rat hin verworfen, denn dann wären die Unsichtbaren gewarnt und hätten Zeit gehabt, sich in aller Ruhe ein neues Objekt auszusuchen.

Nein, so wie er es vorhatte, war es schon besser.

Dann lief der Zug ein.

John versteckte sich hinter einem Kiosk. Er wollte nicht jetzt schon gesehen werden.

Die Bremsen des Zuges kreischten. Türen wurden aufgestoßen. Hektik erfüllte den Bahnsteig.

Wieder dröhnte die Stimme des Ansagers.

Es stiegen nur wenige Menschen aus. John wartete, bis sämtliche neu angekommenen Fahrgäste eingestiegen waren, und lief dann auf den letzten Wagen zu.

Der Fahrdienstleiter gab gerade das Signal, als John die Wagentür von innen zuschlug.

Die Höllenfahrt konnte beginnen…

***

Parallel zu Johns Einsatz lief eine Großaktion des Yards. Man hatte inzwischen herausgefunden, wo Bill Conolly untergeschlüpft war. Zwanzig Beamte, verteilt auf fünf Wagen, waren unterwegs zu der Farm.

Das Gebäude sollte als vorläufiges Hauptquartier dienen.

Superintendent Powell persönlich leitete den Einsatz.

Die Wagen fuhren im Schutz der Morgendämmerung. Der Einsatz ging lautlos, fast geisterhaft über die Bühne.

Der Farmer, er hieß Ted Palmer, erwartete die Wagenkolonne vor seiner Scheune, deren Tor weit offenstand.

»Sie können die Wagen hier reinfahren«, rief er. »Platz ist genügend vorhanden.«

Zehn Minuten später war alles erledigt. Die Beamten verteilten sich auf der Farm, blieben dabei in sicherer Deckung.

Superintendent Powell betrat mit zwei weiteren Männern das Wohnhaus.

Conolly lag auf der Couch. Ein Arzt aus Erith hatte seinen notdürftig verbunden und ihm eine schmerzstillende Spritze gegeben. Die Gattin des Farmers, eine etwas verhärmt aussehende Frau, hatte Bill einen Spezialtee zubereitet, der auch einen Toten geweckt hätte.

»So, Conolly, und nun noch mal von vorn«, sagte Superintendent Powell.

Bill erzählte. Er ließ keine Einzelheit aus. Schilderte haargenau die Funktion der Todesstrahlen und womit man sie bekämpfen konnte.

»Deshalb bat ich Sie ja, Wasserwerfer mitzunehmen. Damit packen Sie die Burschen.«

Powell knetete sein Kinn. »Wir haben zwar keine Wasserwerfer, aber dafür ähnliche Geräte.«

»Das wird zur Not auch reichen«, meinte Bill.

***

Langsam ging John Sinclair durch den ersten Wagen. Er sah in jedes Abteil, konnte aber nichts Auffälliges entdecken.

Im dritten Wagen kam ihm ein Kontrolleur entgegen.

»Ihre Fahrkarte, Sir?«

John zog einen von der Bahn ausgestellten Sonderausweis aus der Tasche und lüftete gleichzeitig sein Inkognito.

»Scotland Yard?« wunderte sich der Beamte.

»Ja.«

Ehe der Kontrolleur irgendwelche Fragen stellen konnte, sagte John: »Es ist durchaus möglich, daß es zu einer Auseinandersetzung mit gewissen Personen kommt. Sagen Sie den Schaffnern Bescheid, daß sie eine eventuelle Panik bei den Reisenden unterdrücken sollen.«

Das Gesicht des Kontrolleurs wurde bleich. »Was ist los, Inspektor?«

»Das zu erklären, hat keinen Sinn. Ich sage nur soviel, behalten Sie um Himmels willen die Nerven.«

Der Kontrolleur nickte.

John ging weiter.

Er näherte sich dem Speisewagen in der Mitte des Zuges. Die Holztür war in der Mitte mit einem Glaseinsatz versehen. Sicherheitshalber warf John einen Blick in den Wagen, bevor er die Tür aufstoßen wollte.

Und plötzlich zuckte der Inspektor zusammen.

An einem Zweiertisch, direkt am Fenster, saßen zwei Männer.

Einen kannte John. Es war der Kerl, der ihn in seiner Wohnung beschossen hatte. Der zweite Mann, der mit dem Rücken zu John saß,

war ihm unbekannt.
Zum Glück hatte Jorge ihn nicht entdeckt.
John zog sich zwei Schritte zurück. Seine Gedanken arbeiteten fieberhaft.
Er konnte Jorge unmöglich in dem vollbesetzten Speisewagen packen. Es würden zuviel Unschuldige in die Sache mit hineingezogen werden. Außerdem war da noch der zweite Mann. Aber wo befanden sich die Unsichtbaren?
Es gab nur eine Möglichkeit. John mußte warten, bis Jorge selbst was unternahm und ihn zu den Unsichtbaren hinführte. Dann erst konnte er zuschlagen.
Die Möglichkeit ergab sich früher, als er gedacht hatte.
Jorge stand plötzlich auf, sagte irgend etwas zu seinem Kumpan und näherte sich der Tür.
Sofort verschwand John Sinclair in dem Gang.
Die Tür des Speisewagens wurde aufgestoßen.
John hörte Jorge husten, riskierte einen Blick und sah, daß der schwarzhaarige Killer die Toilettentür aufzog.
Das war die Chance.
Mit drei lautlosen Schritten war John hinter dem Killer, packte ihn am Kragen und stieß den Kerl in die enge Toilette.
Jorge wußte erst, was geschehen war, als John bereits die Tür von innen abschloß.
Doch dann weiteten sich seine Augen in jähem Erschrecken.
John Sinclair lächelte schmal.
»Überrascht?«
Jorge zog pfeifend die Luft durch die Nase. »Wenn ich ehrlich bin – ja.«
John fixierte den Killer genau. Trotz seiner Überraschung machte er einen ruhigen, ja selbstsicheren Eindruck. Etwa in der Art: Mir kann keiner.
John wußte zwar, daß die anderen noch die besseren Trümpfe in der Hand hielten, aber er durfte sich keine Blöße geben. Ruhig sagte er: »Das Spiel ist aus. Wir sind über Dr. Moron und seine Geisterarmee informiert. Ihr habt keine Chance mehr.«
Als John den Namen Dr. Moron erwähnte, zuckte der Killer kurz zusammen. Doch dann begann er zu lachen. »Bluff, Sinclair!« zischte er. »Nichts als Bluff. Ihnen ist doch klar, daß die Unsichtbaren hier in dem Zug eine Hölle entfesseln werden und daß Sie dagegen nichts machen können. Wir sind unbesiegbar. Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Schlagen Sie sich auf unsere Seite. Sie werden es nicht bereuen. Dr. Moron und seine Truppe werden bald die Weltherrschaft haben. Doch vorher müssen wir unsere Gegner vernichten.«
John schüttelte den Kopf. »Sie glauben doch nicht im Ernst, daß ich

darauf eingehe. Nein, mein Freund, Sie werden mir jetzt sagen, wo sich die Unsichtbaren aufhalten, und dann wird diesem ganzen Spuk ein Ende bereitet.«

»Ein Ende?« echote Jorge. »Das können Sie haben.«

Einen Herzschlag später griff er an. Wie ein Dampfhammer schoß seine rechte Faust vor und bohrte sich in Johns Magengrube.

Im letzten Augenblick war es dem Inspektor gelungen, seine Bauchmuskeln anzuspannen. Trotzdem raubte ihm der Schlag die Luft.

Mit dem Rücken zur Tür sackte John zusammen.

Jorge lachte und zog mit einer fließenden Bewegung seine Pistole.

In diesem Moment fuhr der Zug in eine Kurve. Jorge, nicht darauf gefaßt, kippte nach rechts weg. Unwillkürlich suchte er Halt. Der Lauf der Pistole zeigte gegen die Decke.

Aus seiner gebückten Stellung heraus rammte John dem Killer seinen Kopf in den Magen.

Jorge gurgelte auf und dröhnte mit dem Rücken gegen das kleine Handwaschbecken.

Er verlor die Übersicht.

John Sinclair setzte nach. Ihm war klar, er durfte keine Rücksicht nehmen.

Zuviel stand auf dem Spiel.

Klatschend traf seine Faust das Gesicht des Killers und riß dessen Kopf in den Nacken.

Blut schoß aus Jorges Nase.

Noch einmal schlug John zu. Diesmal jagte er dem Kerl einen Leberhaken in den Körper.

Der Killer ächzte, sackte zusammen.

Am Kragen seines Jacketts riß John ihn hoch.

»Rede!« zischte der Inspektor. »Wo sind die anderen?«

Jorge verzog das blutige Gesicht zu einem Grinsen. »Such sie doch, du Bullenschwein. Du kannst – kannst uns doch nicht mehr aufhalten.«

Angewidert ließ John den Killer los. Nur mit äußerster Willensanstrengung hielt sich Jorge auf den Beinen. John bückte sich blitzschnell und hob die Waffe des Mörders auf.

»Willst du wirklich für deinen Boß sterben?« fragte John Sinclair lauernd.

Er packte Jorges Arm, riß den Kerl zu sich heran und preßte ihm die kalte Pistolenmündung gegen die Schläfe. »Ich will dir mal etwas sagen«, flüsterte John. »Das Leben von mindestens hundert unschuldigen Menschen steht auf dem Spiel. Du glaubst doch nicht im Ernst, daß ich dich schonen werde. Einer gegen hundert – denk daran.«

Natürlich hatte John nur geblufft. Nie hätte er es fertiggebracht,

einen Wehrlosen zu erschießen, auch wenn der Mann eine Bestie wie Jorge war.

Aber nur so sah er eine Möglichkeit, den Killer zum Reden zu bringen.

»Ich werde reden«, keuchte er.

John stellte die Fragen. Fünf Minuten später wußte er alles. Wußte, wo sich die Unsichtbaren befanden, wie der Name des Killers war und wie sein Kumpan hieß, mit dem er im Speisewagen zusammen gesessen hatte.

Der Inspektor ließ Jorge los. Kraftlos sackte er zu Boden.

John griff hinter seinen Rücken und löste die Handschellen von seinem Hosengürtel.

Mit einem leisen ›Klick!‹ sprang die stählerne Acht um die Handgelenke des Killers.

Dann durchsuchte John blitzschnell die Taschen des Mannes stieß im nächsten Moment einen überraschten Laut aus.

Er hatte ein Walkie-talkie gefunden!

Jetzt war ihm alles klar. Per Sprechfunk würde Jorge von Dr. Moron den Einsatzbefehl bekommen.

Raffiniert ausgeklügelt, das mußte er ehrlich zugeben.

Jorges Blick verschleierte sich, als er sah, was John gefunden hatte.

Inspektor Sinclair lächelte eisig. »Damit haben Sie wohl nicht gerechnet?«

»Fahr zur Hölle!« zischte der Killer.

John gab keine Antwort. Er hatte vor, einen der Schaffner zu alarmieren, damit er die Toilettentür abschloß. Ein besseres Gefängnis gab es für den Killer gar nicht.

Der Inspektor entriegelte die Tür, zog sie auf und wollte in den Gang treten. Im selben Augenblick raste ein Messer auf ihn zu…

***

Langsam wurde Ken Silver unruhig. Jetzt war Jorge schon seit über zehn Minuten verschwunden. Das war wider alle Spielregeln. Er hatte nicht gesagt, daß er in den Gepäckraum gehen wollte, sondern er wollte nur eben kurz die Toilette besuchen.

Schließlich wurde es Silver zu bunt.

Er stand auf, schob sich durch den vollbesetzten Speisewagen, wich einem Ober aus, zog die Tür auf und stand schließlich im Gang.

Er wandte sich nach rechts.

Über der Toilettentür brannte eine rote Lampe.

Das Besetztzeichen.

Silver überlegte einen Augenblick und drückte dann entschlossen die Klinke herunter.

»Besetzt!« klang eine Stimme auf.

Silver zuckte zusammen. Verdammt, die Stimme gehörte nicht Jorge.

Ken Silver überlegte. Vielleicht war Jorge auf eine andere Toilette gegangen.

Mit schnellen Schritten lief der Mann durch den anschließenden Wagen und stand wenig später vor der nächsten Toilettentür.

Frei!

Jetzt war Silver alles klar. Jorge befand sich in Gefahr. Er spürte dies, wie ein Hund den Knochen riecht.

Silver überlegte nur Sekunden. Dann wußte er, was er zu tun hatte.

Die anderen. Sie mußten alarmiert werden.

Mit hastigen Schritten rannte Silver durch den Zug, stieß einige Leute, die auf den Gängen standen, kurzerhand zur Seite und erreichte schließlich außer Atem den Gepäckraum.

Hastig zog er die Tür hinter sich zu.

Zum Glück war keiner der Postbeamten zu sehen.

»Zwei Mann müssen mit mir«, sprudelte Silver die Worte hervor. »Jorge ist in Gefahr.«

Zwei Stimmen meldeten sich.

Es hörte sich unheimlich an, als die Männer sprachen und doch niemand zu sehen war.

Plötzlich öffnete sich die Tür des anderen Gepäckwagens.

»Ist da jemand?« fragte einer der Beamten.

Aber da waren Ken und die beiden Unsichtbaren schon verschwunden.

Kopfschüttelnd wandte sich der gute Mann wieder seiner Arbeit zu.

Ken Silver und die beiden Unsichtbaren hasteten durch die Wagen. Schließlich standen sie vor der bewußten Toilettentür.

Ken Silver warf noch einen Blick in den Gang. Zum Glück kam niemand. Nur in Höhe des letzten Wagenfensters stand ein junger Mann und rauchte eine Zigarette.

»Los!« zischte Ken Silver den Unsichtbaren zu.

Sekunden später blitzten zwei Messer in der Luft. Und dann wurde die Toilettentür aufgezogen…

Durch eine gedankenschnelle Drehung des Kopfes entging John dem mörderischen Messerstoß.

Wuchtig rammte sich der Stahl im Holz der zurückschwingenden Toilettentür fest.

John Sinclair war blitzschnell auf den Gang gehechtet.

Sofort schoß das andere Messer auf ihn zu.

Der Inspektor tauchte weg.

Der Messerstoß ging ins Leere.

Erst jetzt sah John Sinclair Ken Silver. Der Gangster stand in der Nähe der Wagentür und hatte die Fäuste geballt.

Als er entdeckte, daß John Sinclair die gefährlichen Attacken

abgewehrt hatte, griff er selbst an.
Wie von selbst schien ihm die Pistole in die Hand zu springen.
Blitzschnell erfaßte John die höllische Situation. Aus dem Stand heraus hechtete er vor. Von unten her dröhnte seine Handkante gegen den Pistolenarm des Killers.
Wie vom Katapult abgefeuert, wurde Silver der Arm nach oben geschleudert.
Der Schuß löste sich, und die Kugel jaulte singend gegen die Blechverkleidung des gewölbten Wagendachs.
John war in voller Fahrt gegen die Tür geknallt. Ehe er sich herumwerfen konnte, schickte ihm Silver eine mörderische Linke in die Rippen. Dabei schrie Silver etwas.
Aber diese Worte rissen auch John aus seiner Lähmung, befreiten ihn von seiner Lethargie.
Aus seiner geduckten Stellung heraus wirbelte er herum. Seine Fäuste fegten Ken Silver zur Seite, schleuderten ihn bis gegen die andere Tür. Dabei rutschte Silver noch über die Pistolen aus, die er verloren hatte.
Menschen kamen den Wagengang entlanggelaufen, sahen mit weit aufgerissenen Augen, daß ein Messer in der Luft schwebte und auf einen halb geduckt kauernden Mann zustieß.
Zwei Frauen schrieen gellend auf. Zu grauenhaft war das, was sie sahen.
John Sinclair wütete wie ein Tornado.
Er unterlief den Messerstoß und hechtete eine Sekunde später schon wieder Ken Silver entgegen, der sich soeben aufgerappelt hatte.
Johns Fäuste klatschten gegen den Hals des Mörders.
Wieder rutschte Silver zusammen.
John kreiselte herum, sah, wie sich abermals die scharfe Schneide des Messers näherte und wie plötzlich Silvers Pistole vom Boden hochgehoben wurde.
Es war ein unheimliches Schauspiel, als sie in der Luft schwebte und sich die Mündung langsam in John Sinclairs Richtung drehte.
Keiner der Umstehenden wagte sich zu rühren. Sie alle waren von dem makabren Schauspiel gefesselt.
Sekunden dehnten sich zu Ewigkeiten.
Und jetzt bewies John Sinclair, daß er Nerven wie Drahtseile hatte.
Ehe sich ein unsichtbarer Finger um den Abzugshahn krümmen konnte, warf sich John auf die Toilettentür zu, riß sie auf und ließ sich kurzerhand in den kleinen Raum fallen.
Er landete genau auf Jorge, der erstickt aufschrie.
»Schießt doch!« kreischte Ken Silver von draußen.
Schüsse peitschten!
Das Holz der Tür bekam plötzlich Löcher.
John Sinclair machte sich so klein wie möglich, wollte so gut wie

kein Ziel bieten.

»Paßt doch auf, ihr… Ahhh!«

Jorges Schrei erstickte in einem gräßlichen Röcheln. Über seinem linken Auge klaffte plötzlich ein Loch, aus dem ein Blutstrom schoß.

Jorge, der sich trotz der Gefahr hingekniet hatte, brach wieder zusammen. Das Schießen verstummte. Anscheinend waren die Unsichtbaren darüber, daß sie ihren eigenen Kumpan getroffen hatten, zu sehr geschockt.

Da brüllte Silver auch schon los. »Ihr habt Jorge umgelegt, ihr Scheißkerle. Ihr…«

Eine Litanei der schrecklichsten Schimpfworte folgte. Günstig für John, denn so hatte er etwas Zeit, seine nächsten Handlungen vorzubereiten.

Das Waschbecken erregte seine Aufmerksamkeit. Darunter befand sich ein kleiner Schrank mit Papierhandtüchern.

Johns Idee kam wie ein Blitz. Er riß die Papiertücher hervor und faltete in Sekundenschnelle einige Dreiecktüten. Sie sahen fast so aus wie Kaffeefilter.

Mit der linken Hand pumpte John den Fußhebel für den kleinen Messinghahn über dem Waschbecken auf und nieder. Bogenförmig schoß das Wasser aus der Öffnung. John richtete sich auf die Knie und füllte mit dem Wasser eine Papiertüte.

Das gleiche machte er mit zwei weiteren. Wie hatte Bill Conolly noch gesagt?

Nur mit Wasser kann man die Unsichtbaren bekämpfen.

John Sinclair mußte es jetzt darauf ankommen lassen. Er paßte höllisch auf, daß nicht zuviel Wasser aus den provisorischen Tüten lief. Draußen beratschlagten die Männer noch immer. Da sie nicht sehr laut sprachen, nahm John an, daß sie dicht nebeneinanderstanden. Das konnte für ihn nur von Vorteil sein. Vorsichtig stieg der Inspektor über den toten Jorge hinweg bis dicht vor die durch Kugellöcher gezeichnete Tür.

Die drei Tüten hielt er in der rechten Hand. Mit der linken zog er behutsam die Tür auf.

Im selben Moment wurde Ken Silver aufmerksam. Er schrie eine Warnung, doch da war es bereits zu spät. Johns rechter Arm vollführte eine kreisende Bewegung. Das Wasser aus den Tüten wurde im hohen Bogen durch den Gang geschleudert, kam wie eine kleine Sintflut über die Unsichtbaren. Die Wirkung war frappierend. Arme, Körperteile und Einzelheiten von Gesichtern wurden sichtbar.

John sah die obere Hälfte eines Gesichts, während der Hals und die Brust nicht zu sehen waren. Dafür aber wieder das rechte Bein und der rechte Arm mit der Pistole.

Bei dem anderen war der gesamte Unterleib zu sehen und die Hand,

die das Messer hielt.

Die Reisenden, die sich erst zurückgezogen hatten und jetzt wieder vorgekommen waren, überfiel das nackte Entsetzen. Unbegreiflich waren diese grauenhaften Vorgänge.

John Sinclair hatte keine Sekunde gezögert. Sobald er die Tüten losgelassen hatte, war seine Rechte unter dem Jackett verschwunden und mit der Pistole wieder zum Vorschein gekommen.

Die erste Kugel fegte das Messer aus der schwebenden Hand. Ein gellender Schrei hallte durch den Wagen. Blut tropfte plötzlich auf den Boden.

Johns Pistole ruckte herum.

Die zweite Kugel traf das auf dem Boden stehende Bein. Wie abgeschnitten knickte der Teil des Körpers zusammen. Ein Blutrinnsal lief bis zum Fußknöchel.

Doch der Kerl hielt die Pistole fest, wollte sogar auf den Inspektor schießen.

John drückte noch einmal ab. Das Geschoß durchschlug den Arm des Mannes. Die Pistole wurde ihm aus den Fingern geprellt und knallte auf den Boden. Der halb Unsichtbare brach zusammen. Aus dem Mund in der unteren Gesichtshälfte drangen unartikulierte Schreie, die in ein leises Wimmern übergingen.

John kümmerte sich nicht darum. Noch war Ken Silver nicht erledigt.

Er stand mit dem Rücken gegen die Wagentür gepreßt, war bleich wie die Wand und beobachtete aus weit aufgerissenen Augen, was mit seinen Kumpanen geschehen war.

John wollte gerade auf ihn zugehen, als sich plötzlich das Walkie-talkie in seiner Brusttasche meldete.

»Jorge!« quäkte eine Stimme.

John entschied sich blitzschnell für einen gewagten Bluff.

Mit der freien Hand holte er das Sprechgerät hervor, schaltete es ein und sagte:

»Ja?«

»Die Aktion kann starten, Jorge. Du weißt Bescheid. Nehmt euch sämtliche Abteile vor.«

»Auch Frauen und Kinder?« fragte John.

»Was dachtest du denn, du Idiot. Das haben wir schließlich… Jorge…?«

Die Stimme stockte. Anscheinend war der Sprecher mißtrauisch geworden.

Für John war klar, daß dies Dr. Moron gewesen war.

Der Inspektor schaltete das Gerät aus. In seinem Magen krampfte sich etwas zusammen, sein Gesicht verhärtete sich.

Zwei Schritte ging er auf Ken Silver zu.

»Los, dreh dich um!« befahl John.

Ken Silver gehorchte.
Mit den Handflächen stützte er sich gegen die Scheibe der Tür ab.
Plötzlich begann er am gesamten Körper zu zittern. Sogar die Zähne schlugen aufeinander. »Nicht schießen!« wimmerte er. »Nicht schießen…«
Der Lauf von Johns Waffe dröhnte dem Mann in den Nacken.
Ken Silver seufzte noch einmal auf und sackte dann spiralenförmig vor der Wagentür zu Boden.
John wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Als er sich umdrehte, starrte er in das angstverzerrte Gesicht des Kontrolleurs, der zwar alles mitbekommen hatte, aber nicht begreifen konnte. Genau wie die anderen Reisenden.
John steckte seine Pistole ein. Mit leiser Stimme wandte er sich an den Beamten. »Sie haben gesehen, was vorgefallen ist. Es befinden sich immer noch einige Unsichtbare im Zug.«
»Und wo?« Die Frage des Beamten war nur ein Hauch.
»Im Gepäckwagen«, erwiderte John. »Wir müssen jetzt gemeinsam eine Möglichkeit finden, die Unsichtbaren auszuschalten. Wir werden…«
In diesem Augenblick verlor eine ältere Frau die Nerven. »Noch mehr?« kreischte sie. »Nein. Ich will hier raus. Ich will hier raus!«
Ehe sie jemand aufhalten konnte, quetschte sich die Frau in ihr Abteil.
John ahnte Schreckliches.
Doch er konnte nicht mehr eingreifen.
Zwei Sekunden später zog die Frau die Notbremse. Der mörderische Ruck, der durch den gesamten Zug ging, überraschte auch die Unsichtbaren. Sie, die zwar nicht zu sehen waren, aber doch gewissen physikalischen Gesetzen unterlagen, wurden wild durcheinandergewirbelt. Die überraschten Aufschreie der Unsichtbaren gingen in dem Kreischen der Bremsen unter.
Pakete und Postsäcke segelten durch den Wagen, platzten teilweise auf, und der Inhalt wurde weit über den Boden verstreut.
Niemand von den Unsichtbaren wußte genau, wer die Notbremse gezogen hatte. Sie nahmen jedoch an, daß es Jorge gewesen war und daß diese Aktion praktisch der Beginn ihres Überfalls war.
Die Beamten im zweiten Gepäckwagen hatte die urplötzliche Bremsung wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen.
Aufbrüllend flogen die Männer durcheinander. Ein nicht gut genug befestigtes Regal kippte um. Es landete hart auf den Beinen eines schon älteren Mannes, so daß dieser durch den plötzlichen Schmerz ohnmächtig wurde.
»Los, zwei packen das Regal an, die anderen helfen Joe darunter weg«, sagte einer der Beamten und befühlte seine Stirn, auf der

langsam, aber sicher eine Beule anschwoll.
Doch die Männer kamen nicht mehr dazu.
Plötzlich hörten sie in ihrem Rücken Stimmen.
»Keiner rührt sich vom Fleck! Los, an die Wand!«
Die Beamten zuckten zusammen wie unter Peitschenschlägen. Ein Überfall, natürlich. Jetzt war auch klar, warum die Notbremse gezogen wurde. Aber, zum Teufel, sie hatten doch nichts Wertvolles geladen. Ein Postraub lohnte sich nicht.
»An die Wand, habe ich gesagt!«
Jetzt erst setzten sich die Männer in Bewegung. Mit weichen Knien begaben sie sich dorthin, wo vorher das Regal gestanden hatte.
Langsam wandten sie sich um… und erstarrten.
In der Luft schwebten sechs Pistolen!
Stimmen begannen gellend zu lachen, weideten sich an dem Erstaunen der Bahnbeamten.
Die Pistolen fächerten auseinander. Jemand sagte: »Wird Zeit, daß sich Jorge sehen läßt. Man will schließlich wissen, wie es weitergeht.«
»Hör auf mit deiner Flennerei. Verdammt, wann kommt denn Jorge endlich?«
Als wäre dies ein Zeichen gewesen, wurde plötzlich die Tür des anderen Gepäckwagens aufgezogen. Quietschend schwang sie zur Seite. Von draußen her drangen aufgeregte Stimmen und Rufe an die Ohren der Männer.
»Ist alles in Ordnung?« rief der Mann, der in den Wagen geklettert war. Es war Lester Merrit, der Lokführer. Mit schweren Schritten stampfte er auf den zweiten Gepäckwagen zu. »Also, wenn ich den Kerl erwische, der die Notbremse…«
»Was dann?«
Der Lokführer hatte plötzlich das Gefühl, in einem Irrenhaus gelandet zu sein.
Ungläubig starrte er auf die in der Luft schwebenden Pistolen.
»Was ist denn…?«
Blitzschnell drehte er sich um, wollte wegrennen.
Da traf ein knallharter Schlag seinen ungeschützten Nacken.
Eine Sekunde später lag der Lokführer bewußtlos am Boden.
Die in Schach gehaltenen Bahnbeamten atmeten gepreßt. Noch immer standen sie mit erhobenen Armen vor den schußbereiten Mündungen der Pistolen.
Worauf warteten die Unsichtbaren? Was war ihr Ziel?
Zwei, drei Minuten vergingen. Und plötzlich dröhnte eine Stimme auf, durch ein Megaphon vielfach verstärkt.
Die Worte gaben den Beamten Hoffnung, ließen die Unsichtbaren jedoch in einem plötzlichen Schrecken erstarren. Innerhalb von Sekunden wurde ihnen bewußt, daß sie jetzt auf sich allein gestellt

waren.

***

Eine Riesenfaust schien John Sinclair zu packen und durch die Luft zu wirbeln.

Der Inspektor knallte mit dem Hinterkopf gegen eine scharfe und verlor für Sekunden jedes Zeitgefühl. Weit entfernt er die Schreie der Reisenden und das Kreischen der Bremsen.

Dann wurde John wieder klar.

Der Zug stand.

John rappelte sich auf. Jetzt erst merkte er, daß er gegen die gegenüberliegende Wagentür geschleudert worden war. Er betastete seinen Körper. Gebrochen hatte er sich nichts.

In dem Zug herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander. Schrille Frauenstimmen gellten durch die Wagen, Männer fluchten, und Kinder kreischten. Viele Reisende lagen in den Gängen.

Eben kam der Kontrolleur auf die Beine. Außer einer Platzwunde an der Stirn schien ihm nichts passiert zu sein.

John erreichte den Mann mit zwei Schritten.

»Los, wir müssen hier raus, zum Gepäckwagen!«

»Ja, ja«, erwiderte der Mann, immer noch nicht ganz auf der Höhe.

John Sinclair riß kurzentschlossen die Wagentür auf und sprang nach draußen.

Kalte, aber sonnige Spätherbstluft empfing ihn.

Endlich hatte er den Gepäckwagen erreicht. John sah, daß die Schiebetür in der Mitte offenstand.

Der Kontrolleur lief weiter bis zur Lokomotive.

John wartete ab, überlegte sein weiteres Vorgehen. Im Schutz der Wagenwand schlich er bis zur Tür, peilte in das Innere des Gepäckwagens.

John sah nichts außer einem heillosen Durcheinander von Paketen, Päckchen und Briefen.

Sollten die Unsichtbaren den Wagen bereits verlassen haben?

Der Kontrolleur kam wieder angerannt. In einer Hand ein Megaphon.

Schweratmend blieb der Beamte neben John stehen.

Der Inspektor deutete auf das Megaphon. »Warum haben Sie das mitgenommen?«

»Ich wollte die Reisenden auffordern, sich ruhig zu verhalten. Das Ding gehört zu unserer Standardausrüstung.«

»Wunderbar.« John war eine Idee gekommen. Doch vorher erkundigte er sich noch, ob der Kontrolleur Alarm geschlagen hatte.

»Ja. Die nächste Station ist Pettinghurst. Dort wissen sie jetzt Bescheid.«

»Gut.«

Dann erläuterte John flüsternd seinen Plan.

Der Kontrolleur starrte den Inspektor ungläubig an. »Meinen Sie, daß Sie damit Erfolg haben?«

»Man kann es wenigstens versuchen!«

»Ich wünsche Ihnen viel Glück.«

Während der Kontrolleur einige Schritte zurückging und das Megaphon an die Lippen setzte, kletterte John in den Wagen.

So geräuschlos wie möglich schwang er sich hinein.

Im selben Augenblick dröhnte auch schon die Stimme des Kontrolleurs auf.

»Geben Sie auf!« schallte es aus dem Megaphon. »Ihre beiden Komplicen sind festgenommen worden! Werfen Sie Ihre Waffen nach draußen.«

Ein Hohngelächter war die Antwort. Und dann erklang eine kalte Stimme: »Ihr Idioten! Was denkt ihr euch denn, wer wir sind? Wir sind unschlagbar, und wir haben Geiseln. Ein paar Bahnbeamte, unter ihnen ist der Lokführer. Einer dieser Idioten hat schon unser Blei zu fressen bekommen. Wir sind es, die Vorschläge machen. Der Lokführer kommt bald wieder zu sich. Und wenn es soweit ist, werden wir weiterfahren. Genau wie es vorgeschrieben ist. Und niemand wird uns daran hindern. Verstanden?«

Der Kontrolleur schwieg. Schließlich sagte er: »Gut, es bleibt uns ja wohl nichts anderes übrig.«

»Das kann man wohl sagen.«

John Sinclair hatte sich inzwischen hinter das umgefallene Regal geduckt. Der ältere Beamte, der darunterlag, war noch immer bewußtlos.

Der Inspektor grinste hart. Daß die Unsichtbaren nicht aufgeben würden, war ihm von vornherein klar. Aber das Ablenkungsmanöver hatte bestens geklappt. John war ungesehen in den zweiten Gepäckwagen gelangt. Jetzt kam Teil zwei des Planes an die Reihe. Bis der Zug abfuhr, mußten die beiden Gepäckwagen von den übrigen abgekoppelt worden sein. Der Kontrolleur hatte versprochen, das in die Hand zu nehmen.

Aus dem anderen Wagen hörte John Stimmen. Die Unsichtbaren unterhielten sich halblaut. Anscheinend wußten sie selbst nicht genau, wie sie vorgehen sollten.

Die Lokomotive mit den beiden Gepäckwagen dahinter wurde immer schneller. Scharf pfiff der Wind durch die offenstehende Tür. John wagte nicht, sie zu schließen, aus Angst, die Unsichtbaren könnten das quietschende Geräusch hören. Es kam jetzt darauf an, daß die Polizei in Verbindung mit dem Militär richtig schaltete. Zum Glück lag in der Nähe von Pettinghurst, der nächsten Station, eine Einheit Pioniere. Sie sollte alarmiert werden, um mit Wasserwerfern anzurücken. Das alles

hatte John vor seinem Einsatz dem Kontrolleur aufgetragen.
Die Minuten flogen dahin. Schnell war eine halbe Stunde vergangen.
Der bewußtlose Mann unter dem Regal begann leise zu stöhnen.
John ging in die Knie und legte seinen Zeigefinger auf die Lippen.
Der Mann starrte ihn verständnislos an. Dann verzog sich sein Gesicht. Er mußte gräßliche Schmerzen haben.
»Halten Sie um Himmels willen noch aus, Mann«, zischte John. »Es sind höchstens noch ein paar Minuten.«
Der Beamte brachte ein Nicken zustande.
Ab und zu hörte John aus dem anderen Gepäckwagen Gesprächsfetzen.
Verstehen konnte er jedoch nichts. Der in den Wagen pfeifende Wind machte dies unmöglich.
Plötzlich stieß die Lokomotive einen Pfiff aus.
Das Zeichen!
In wenigen Minuten mußte Pettinghurst erreicht sein.
Der Zug wurde langsamer. Die draußen vorbeihuschende Landschaft nahm Gestalt an. John konnte Bäume, Felder und einzeln stehende Gehöfte erkennen.
Auch die Unsichtbaren mußten gemerkt haben, daß der Zug an Fahrt verlor.
Sie schrieen sich gegenseitig an. John konnte sogar einzelne Worte verstehen.
Keiner der Männer wußte, was los war.
Bis jemand den anderen Wagen betrat.
John sah im letzten Augenblick die Pistole in der Türöffnung auftauchen und legte sich hinter das umgestürzte Regal flach auf den Boden. Davor hatte er einen noch heilen Postsack aufgebaut.
Die Pistole verschwand in Nähe der Tür.
Der Unsichtbare schien sich nach draußen zu lehnen.
Und plötzlich schrie er auf.
»Verdammt, die Schweine haben uns abgehängt!« Seine Stimme wurde leiser.
Er war wieder in dem anderen Wagen verschwunden.
Ruckartig kam der Zug zum Stehen.
Atemlose Stille breitete sich aus.
John riskierte einen Blick über seine Deckung.
Soweit er durch die offenstehende Tür erkennen konnte, stand der Zug auf freier Strecke. Aber noch etwas anderes sah John.
Soldaten!
Sie waren mit mehreren Wagen gekommen und hatten neben dem Gleis in den Büschen und Sträuchern Deckung gefunden.
Es hatte also gut geklappt.
In dem anderen Wagen schrieen sich die Unsichtbaren gegenseitig

an. Einer war dafür, sofort die Geiseln zu erledigen. Andere wollten erst abwarten.

John hielt es für an der Zeit, einzugreifen.

Waffenlos stand er plötzlich auf der Türschwelle. Mit einem Blick überflog er das Innere des Gepäckwagens.

Die Geiseln waren in einer Ecke zusammengedrängt worden. Bewacht wurden sie von zwei Unsichtbaren, deren Pistolen in Hüfthöhe in der Luft schwebten.

John war nicht sofort bemerkt worden, bis einer der Unsichtbaren schrie:

»Verdammt, das ist…«

»Ja, ich bin Inspektor Sinclair! Halt, nicht schießen!« rief John, als er sah, daß vier Waffen in seine Richtung schwenkten. »Ich habe euch ein Angebot zu unterbreiten.«

Nach Johns Worten herrschte Stille. Nur das schwere Atmen der Unsichtbaren und der Geiseln war zu hören.

Die Sekunden tropften dahin.

»Ach, legen wir den Bullen doch einfach um«, keifte einer.

»Das würde ich euch nicht raten«, erwiderte John.

»Und warum nicht, du Klugscheißer? Wir haben die besseren Trümpfe in der Hand.«

»Nein«, erwiderte John ruhig. »Das mag im ersten Augenblick so aussehen, aber wenn man die Sache genauer betrachtet, kommt zu einem anderen Ergebnis. Hört zu! Wir haben euren Boß, gewissen Dr. Moron«, log John.

»Bluff!« schrie wieder der Anführer. »Laßt euch doch von dem Kerl nicht fertigmachen.«

»Soll ich euch die Lage der Fabrik beschreiben?« fragte John. Die Unsichtbaren schwiegen. Der Inspektor merkte, daß er langsam an Boden gewann. Er redete weiter. Versuchte mit Worten, das Leben der Geiseln zu retten. Noch nie in seiner Laufbahn hatte sich John so auf eine Rede konzentriert.

Vier Pistolenmündungen glotzten ihn an. Vier Finger warteten darauf, die Stecher durchzuziehen. Es war ein Nervenspiel ohne Beispiel.

John spürte, wie sich der Schweiß in seinem Nacken sammelte. Er durfte sich nicht anmerken lassen, wie nervös er letzten Endes doch war.

»Ein Satan in Menschengestalt hat euch aus dem Zuchthaus geholt, euch dann mit Strahlen beschossen und unsichtbar gemacht. Wir haben Dr. Moron festgenommen, oder vielmehr meine Kollegen haben es getan. Er wird kein Unheil mehr anrichten können. Und ihr? Wollt ihr auf eigene Faust morden und plündern? Menschen umbringen, die euch nichts getan haben? Wenn ihr jetzt weitermacht, werdet ihr alle

am Galgen enden! Überlegt es gut. Eine Minute Zeit gebe ich euch noch.«

John blickte auf seine Uhr. Er wunderte sich wieder einmal, wie ruhig er plötzlich war.

Nach dreißig Sekunden sagte der Inspektor in die Stille hinein: »Was ihr jetzt verbrochen habt, wird übrigens nicht auf die Strafe angerechnet. Ich hoffe, daß euch dieses die Entscheidung leichter macht.«

John warf einen Blick zu den in der Wagenecke stehenden Geiseln. Hoffnung und Angst schimmerten in ihren Augen. Sie hatten die Blicke fest auf den Inspektor gerichtet.

Die Unsichtbaren begannen zu tuscheln. Einige waren dagegen, auf Johns Vorschlag einzugehen, doch die Mehrzahl war dafür.

Zwei Minuten waren seit Johns Ultimatum vergangen, als eine Stimme sagte:

»Sie haben gewonnen, Inspektor. Wir geben auf.«

Eine Zentnerlast fiel John vom Herzen. Er sah, wie die Geiseln aufatmeten und sich schluchzend in die Arme fielen. Zu groß war die Nervenanspannung gewesen.

Sechs Waffen fielen auf den Boden.

»Gehen Sie jetzt hinaus«, sagte John zu den Bahnbeamten.

Eng an die Wand gepreßt, drückten sich die Männer aus dem Wagen. Der letzte hatte kaum den Fuß auf die Erde gesetzt, als ein Dutzend Soldaten mit schußbereiten Waffen den Wagen stürmte John Sinclair wandte sich blitzschnell um und schloß die Tür ab. Der Anführer der Soldaten war ein Sergeant.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte John. »Holen Sie die Wasserwerfer.«

»Wir machen es mit Schläuchen, Sir«, sagte der Sergeant.

»Mir auch egal. Aber passen Sie auf. In dem anderen Wagen liegt auch noch ein Verletzter.«

Fünf Minuten später rauschten Wassermassen in den Gepäckwagen. Sechs Gestalten schälten sich aus dem Wasserregen. Sie waren klatschnaß und erinnerten in keiner Weise mehr an die Unsichtbaren, die den grauenhaften Terror verbreitet hatten.

Aber das alles bekam John Sinclair nicht mit. Er war zu einem Hubschrauber geeilt und ließ sich über Funk Verbindung mit dem Yard geben.

Dort wartete man bereits auf seinen Anruf.

»Sagen Sie den Männern, sie sollen noch nicht angreifen«, rief John. »Ich selbst möchte dabeisein.«

»Die Leitung der Aktion hat Superintendent Powell. Er muß das entscheiden.«

John Sinclair wurde ungemütlich. »In zwei Stunden bin ich da«, rief er. »Wo die Farm liegt, weiß ich ungefähr.«

»Ich werde es Superintendent Powell mitteilen«, sagte der Beamte von der Einsatzleitung. »Versprechen kann ich nichts.«

Der Mann unterbrach die Verbindung.

John wandte sich an den Piloten. »In zwei Stunden bis London, schaffen Sie das?«

Der Pilot zog die Mundwinkel nach unten. »Das müßte eigentlich reichen, Inspektor.«

»Dann nichts wie los.«

***

Die Scotland-Yard-Beamten saßen in dem Farmhaus wie auf glühenden Kohlen.

Am nervösesten war Superintendent Powell. Er hatte schon die zweite Flasche Mineralwasser geleert, trotzdem ging es seinem Magen nicht besser.

Draußen war es klar geworden. Nicht ein Nebelfetzen lag mehr über dem Land. Nur über der Themse schwebte noch ein leichter Dunstschleier.

Sogar oben unter dem Dach saßen die Beamten und beobachteten aus starken Ferngläsern die Fabrik, in der Dr. Moron sein Hauptquartier errichtet hatte.

Schließlich platzte Superintendent Powell der Kragen. »Ich warte noch genau eine halbe Stunde. Ist bis dahin nichts geschehen, greifen wir an.«

Bill Conolly, der auf der Couch lag und einen dicken Verband um die Schulter trug, grinste. »Warum sind Sie denn so nervös? Was John Sinclair in die Hand nimmt, klappt. Das müssen Sie doch wissen.«

Powell warf dem Reporter einen undefinierbaren Blick zu.

Die Zeit verging.

Und dann, genau achtzehn Minuten später, kam die Meldung, auf die alle gewartet hatten.

Als das Telefon schrillte, flog Superintendent Powells Arm zum Hörer.

Der Beamte von der Funkzentrale im Yard war dran.

In kurzen Sätzen erstattete er Bericht.

Powell stellte noch einige Fragen und legte dann zufrieden auf. Gespannt sahen ihn seine Männer an.

»Inspektor Sinclair hat es geschafft«, sagte er beinahe feierlich.

Man konnte die Erleichterung auf den Gesichtern der Beamten förmlich fühlen.

»Dann können wir ja angreifen«, sagte einer.

Superintendent Powell schüttelte den Kopf. »Wir werden noch zwei Stunden warten. Inspektor Sinclair möchte gern dabeisein. Und das hat er sich meiner Auffassung nach auch verdient. Oder ist jemand

anderer Meinung?«

***

»Da unten ist es«, sagte John und deutete auf das – von oben gesehen – streichholzgroße Gebäude, das wie ein brauner Tupfer in der sonst grünen Landschaft klebte.

Dicht neben dem Haus landete der Hubschrauber auf einer kleinen Wiese.

John sprang sofort hinaus.

Superintendent Powell kam dem Inspektor bereits entgegengelaufen.

»Na, endlich«, rief Johns Chef erleichtert aus. »Wir hatten Sie fast schon abgeschrieben.«

»Unkraut vergeht nicht«, erwiderte John grinsend.

Während sie durch das feuchte Gras auf das Haus zustapften, berichtete John Sinclair in knappen Sätzen von den unheimlichen Vorgängen im Zug.

Superintendent Powell zeigte sich äußerst zufrieden.

Im Wohnraum der Farm traf John auch seinen Freund Bill Conolly.

Der Reporter labte sich gerade an einem Whisky.

Zeit, um persönliche Worte zu wechseln, hatten sie nicht. Denn noch war Dr. Moron nicht gefangen.

John zündete sich erst einmal eine Zigarette an und meinte, während er den Rauch durch die Nasenlöcher ausstieß: »Ich werde es allein versuchen.«

»Kommt gar nicht in Frage«, widersprach Superintendent Powell.

»Johns Vorschlag ist wirklich besser«, ließ sich Bill Conolly vernehmen.

»Sie mischen sich da nicht ein«, sagte Powell scharf.

Bill winkte ab. »Regen Sie sich doch nicht künstlich auf. Ich wollte ja nur an die Fernsehkameras erinnern, mit deren Hilfe Dr. Moron die Umgebung beobachten läßt. Was meinen Sie, wie der sich freut, wenn alle anrücken. Der kann die Leute ja reihenweise abknallen.«

Superintendent Powell überlegte. Seine Augen hinter den dicken Brillengläsern zogen sich zu schmalen Schlitzen zusammen.

John drückte seine Zigarette aus. »Okay, ich gehe also allein.«

Eine Viertelstunde sprachen die Männer noch über ihren Plan, bis sich plötzlich der Beobachtungsposten auf dem Dach meldete.

»Soeben hat ein Wagen die Fabrik verlassen. Es war ein dunkler Ford. Amerikanisches Fabrikat.«

John wechselte einen blitzschnellen Blick mit seinem Chef.

»Haben Sie gesehen, wieviel Männer darin saßen?« fragte der Inspektor den Beamten, der die Meldung gebracht hatte.

»Soviel ich erkennen konnte – zwei.«

»Das waren die beiden Leibwächter«, rief Bill.

Superintendent Powell gab knappe Anweisungen. Sechs Männer bekamen den Auftrag, den Wagen zu stoppen und die Insassen festzunehmen.

John lief inzwischen auf die leerstehende Fabrik zu.

Der Inspektor duckte sich hinter einen kniehohen Strauch. Langsam glitten seine Augen über die verdreckten Mauern. John sah, daß das große Schiebetor, das zum Innenhof führte, offenstand.

Der Inspektor wollte sich gerade in Bewegung setzen, als eine Gestalt den Innenhof betrat. Dr. Moron!

Daran gab es keinen Zweifel. John hatte von Bill Conolly die Beschreibung bekommen.

Noch hatte Dr. Moron John Sinclair nicht entdeckt. Der Inspektor stellte fest, daß der irre Wissenschaftler immer wieder auf seine Uhr blickte.

Und da peitschten die Schüsse.

Aus der Entfernung hörte man nur ein lautes Knattern, ähnlich wie beim Zerplatzen einer Knallfroschkette.

Auch Dr. Moron hatte die Schüsse gehört.

Seine Haltung spannte sich wie eine Bogensehne.

Lautlos glitt John Sinclair aus seiner provisorischen Deckung und rutschte mehr, als er ging, den grasbewachsenen Hügel hinunter.

Noch immer stand Dr. Moron auf dem Innenhof. Er wußte wohl nicht, wie er reagieren sollte. Noch hatte er John Sinclair nicht entdeckt.

Der Inspektor hatte etwa die Hälfte der Strecke geschafft, als Dr. Moron ihn sah.

»Stehenbleiben!« schrie er und riß den Strahlenaktivator hoch.

Mit einem letzten Sprung schaffte John den Hügel, landete auf allen vieren und stand etwa zwanzig Yards vor Dr. Moron.

»Wer sind Sie?« keuchte der Wissenschaftler.

John grinste schmal. »Der, den Sie schon immer gesucht haben. Inspektor Sinclair.«

Ein satanisches Lachen gellte aus der Kehle Morons. »Sinclair!« kreischte er.

»Ja, auf dich habe ich gewartet. Einen Druck auf den kleinen Knopf, und du bist nicht mehr.«

»Mag sein«, erwiderte John, »aber da ich häufig dusche, ist Ihr komischer Apparat absolut unwirksam.«

»Das werden wir sehen«, brüllte Moron und riß den Strahlenaktivator in Augenhöhe.

Seine Finger drückten den Knopf herunter. Die scharfgebündelten Strahlen verließen den Aktivator.

John warf sich mit einem Riesensatz zur Seite. Dort, wo er eben noch gestanden hatte, war der Grasteppich verschwunden.

Immer noch lachte Dr. Moron. Schon schwenkte er den Aktivator herum.

Doch John hatte bereits mit einer blitzschnellen Bewegung seine Pistole gezogen.

Und Schießen lernt man beim Yard.

Noch während er auf dem Boden lag, peitschte der Schuß auf. Die Kugel traf genau.

Sie raste in dem Augenblick in Dr. Morons Schulter, als dieser zum zweitenmal den Knopf betätigen wollte.

Der Apparat wurde dem verrückten Wissenschaftler förmlich aus der Hand geschleudert. Wie ein Stück glühendes Eisen ließ er ihn fallen und griff sich mit der freien Hand an die Schulterwunde, aus der das Blut sickerte und den weißen Kittelärmel rot färbte.

Mit ein paar Sätzen hatte John den Mann erreicht. Sofort packte er den Aktivator und schleuderte ihn einige Yards weg.

Der richtete kein Unheil mehr an.

Dr. Moron sah mit weitaufgerissenen Augen, was mit seinem Lebenswerk geschah. Und plötzlich drehte er durch.

Ohne Vorwarnung und ohne auf seine Schulterwunde zu achten, sprang er John an die Kehle.

»Du Bastard!« kreischte Moron.

Scharfe Fingernägel drückten in Johns Fleisch. Der Inspektor wurde zurückgedrängt, fiel auf den Boden.

Keuchend lag Dr. Moron über ihm. John sah die weit aufgerissenen Augen des Wissenschaftlers und erkannte den irren Glanz darin.

Nein, dieser Mann war nicht mehr normal. Er gehörte in eine Irrenanstalt.

Immer noch preßte Dr. Moron seine Hände um Johns Kehle. Gleichzeitig bohrte sich sein rechtes Knie in den Magen des Inspektors.

Längst bekam John keine Luft mehr.

Da griff er zum letzten Mittel.

Seine Hände fuhren zwischen den würgenden Armen hindurch und packten die kleinen Finger des Wissenschaftlers.

John riß sie zur Seite.

Ein gräßlicher Schrei entrang sich Dr. Morons Kehle. Der Druck um Johns Hals war von einer Sekunde zur anderen verschwunden. Frische Luft strömte wieder in die Lungen des Inspektors.

Dr. Moron war zur Seite gekippt. Schmerzverkrümmt wälzte er sich auf dem Boden.

John stand auf, zog ein Paar neue Handschellen von der Gürtelschnalle und ließ sie um Dr. Morons Gelenke schnappen.

Das war das endgültige Aus des irren Wissenschaftlers. Er wollte die Welt regieren und würde in der Zelle einer Irrenanstalt landen.

Rufe erreichten Johns Ohren.

Der Inspektor drehte den Kopf und sah einige Beamte über den Hügelrücken gerannt kommen.

John winkte ihnen zu.

Eine halbe Minute später wurde Dr. Moron, der Gift und Galle spuckte, abtransportiert.

Den Strahlenaktivator nahm John persönlich mit. Vor dem Farmhaus stand Superintendent Powell und nuckelte zufrieden an einer Zigarre. Etwas, was John eigentlich noch nie bei ihm gesehen hatte.

»Sie rauchen, Sir?«

»Geschenkte immer«, erwiderte Superintendent Powell und kniff John Sinclair ein Auge zu.

»Na ja, dann hätten wir die Sache mal wieder geschafft«, sagte John, als er sich mit seinem Freund Bill Conolly einen Schluck gönnte.

Es kam, wie John Sinclair es sich schon gedacht hatte. Dr. Moron wurde in eine Heilanstalt eingewiesen. Der Strahlenaktivator verschwand in den Tresoren von Scotland Yard. Da war er am besten aufgehoben.

John Sinclair aber hatte sehr bald schon wieder einen neuen Fall am Hals. Der sollte ihn auf die Insel der Skelette führen.

Aber das ist eine andere Geschichte…

Der Inspektor erfuhr, daß die anderen Gangster, die in dem Wagen gesessen hatten, sich nicht ergeben hatten. Bei der darauffolgenden Schießerei war einer getötet worden, der andere war schwer verletzt. Ein Beamter hatte einen Streifschuß abbekommen, sonst war den Polizisten nichts passiert.

ENDE